274.96
B832

274.96 B832
Class Book
General Theological Seminary Library
Chelsea Square, New York

Purchased from the fund bequeathed to the Seminary by
EUGENE AUGUSTUS HOFFMAN, D. D.
DEAN 1879-1902

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG

Die Wahrheit über die Slavenapostel

dargestellt

von

A. Brückner
Professor in Berlin

Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1913.

274.96
B832

76646

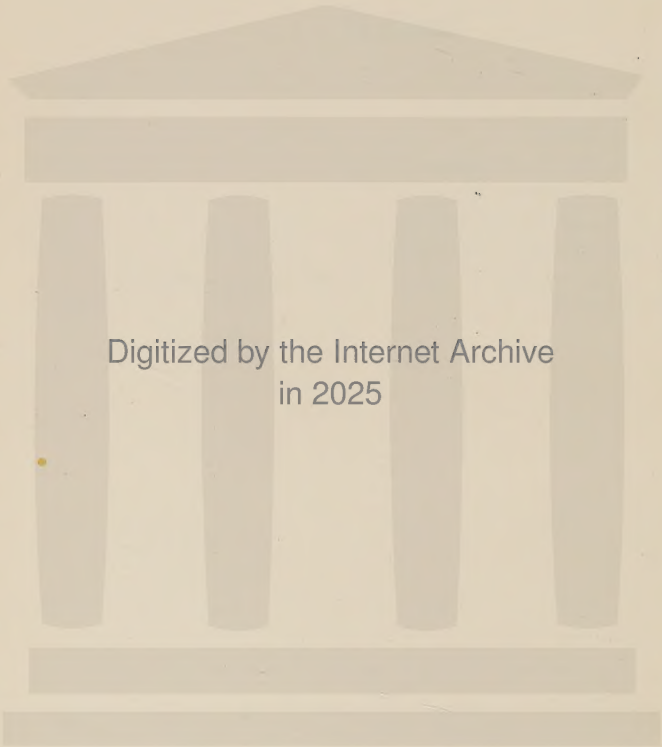
Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Inhalt.

		Seite
I.	Vorwort	1
II.	Die Quellen	5
III.	Die Anfänge der Slavenapostel	21
IV.	Ihre mährische Mission	34
V.	Die pannonische Episode	57
VI.	Der mährische Erzbischof	75
VII.	Die Katastrophe in Mähren und der Erfolg in Bulgarien	101
VIII.	Nachwort	120

XV/89



Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/diewahrheituberd0000abru

I.

Vorwort.

Liegt auch die Wirksamkeit der beiden Griechen-Slavenapostel, Konstantin (Cyrill) und Method, über ein volles Jahrtausend hinter uns zurück, die Folgen dieser Wirksamkeit sind noch heute, und gerade heute, tief einschneidende geblieben. Ist nämlich für die erste Hälfte des IX. Jhdt. die endgültige Trennung der romanischen und germanischen Welt charakteristisch, so gibt es in dessen zweiter Hälfte kein wichtigeres Kapitel, als das Auftreten der beiden Brüder, das den Anschluß der Slaven an Griechenland, seine Kirche und Kultur erwirkte, mochte auch schließlich ein Teil dieser Slaven sich zu Rom zurückfinden. Katholizismus und Papsttum sind durch die beiden Griechen nachhaltiger geschädigt, als durch die Reformation; die Slavenwelt selbst blieb endgültig gespalten.

Kein Wunder, daß bei der epochalen Wichtigkeit dieser Episode sie immer wieder behandelt wird; es gibt meines Wissens kein Kapitel der Weltgeschichte, das in so vielen Sprachen von so vielen Gesichtspunkten aus so selbständig behandelt wäre, wie dieses, wenigstens nicht im XIX. und XX. Jhdt. Im XIX. Jhdt. übernahmen hauptsächlich Russen die Füh-

rung auf diesem Felde; dickleibige Bücher und Ausgaben verdanken wir einem Gorskij, Pogodin, Lavrovskij, Bodjanskij, Viktorov, Bilbasov, Golubinskij, Grot, Voronov, Małyszevskij u. a., neben denen Deutsche, Katholiken (Ginzel, Hergenröther) wie Protestanten (Bonwetzsch, Friedrich, Goetz), Theologen wie Historiker (Wattenbach, Dümmler, Huber, Bachmann u. a.), Franzosen (Léger, Lapôtre, D'Avril), Slaven: die Kroaten (Rački, Miklosich, Berčić, Jelić), Böhmen (Dobrovský, Šafařík, Štulc), Polen (Gromnicki), Italiener usw. mit mehr oder minder Erfolg auftraten. Im XX. Jhdt. schwoll diese Literatur noch mächtiger an; nur haben die Russen das Feld andern überlassen. Wer eine Geschichte von Oesterreich, Mähren oder Böhmen, von Serben oder Bulgaren, der slavischen Literaturen oder der slavischen Kirchensprache schreibt, befaßt sich mit dieser Episode, wenn er sie nicht selbständig für sich behandelt. Hier seien genannt nur größere Werke und Abhandlungen: V. Jagić, Entstehungsgeschichte der kirchenslavischen Sprache, Denkschriften der Wiener Akad. d. Wiss., philos. histor. Kl., Bd. XLVII, Abhandlung I und III, 1901, in bezug auf unsere Frage unverändert in einer sonst »neuen berichtigten und erweiterten Ausgabe«, Berlin 1913, 540 S.; Fr. Pastrnek (in böhmischer Sprache): Geschichte der Slavenapostel Cyrill und Method mit Untersuchung und Abdruck der Hauptquellen, Prag 1902, 300 S., eine ausgezeichnete Uebersicht eines äußerst reichhaltigen Materials und handliche Ausgabe der wichtigsten slavischen (mit lateinischer Uebersetzung) und lateinischen Texte; V. Lamanskij (russisch) im Journal des Unterrichtsministeriums 1902—1904, deutscher Auszug,

im Archiv f. slav. Philologie XXV, 544—553, XXVIII, 161—186; K. Potkański (polnisch), Konstantyn i Metodiusz, Krakau 1905, 145 S.; J. Franko (kleinrussisch), der h. Clemens in Cherson, Beitrag zur Geschichte der altchristlichen Legende, Lemberg 1906 307 S. (auf Konstantin und Method beziehen sich S. 178 bis 252, im deutschen Auszug A. f. sl. Phil. XXVIII, 229—255); meine »Thesen zur Cyrillo-Methodianischen Frage«, A. f. sl. Phil. XXVIII, 186—229 (Erweiterung eines in der Beilage zur Münchener Allg. Zeit. 1903 erschienenen Feuilletons u. d. T. Die Wahrheit über die Slavenapostel und ihr Wirken; außerdem mehrere polnische Abhandlungen); zahlreiche Schriften in böhmischer und lateinischer Sprache des erzbischöflichen Archivars in Kremsier, Fr. Snopek, seien nicht einzeln aufgezählt, weil sie verarbeitet sind in seinem Hauptwerke, »Konstantinus-Cyrillus und Methodius, die Slavenapostel, ein Wort zur Abwehr für die Freunde historischer Wahrheit«, Kremsier 1911, 471 S. (vgl. meine Anzeige dieser fast ausschließlich gegen mich gerichteten Polemik in den Götting. Gel. Anz. 1912); Dr. Sv. Ritig (kroatisch), Geschichte und Recht der slavischen Sprache im kirchlichen Gottesdienst, mit besonderer Rücksicht auf Kroatien, I. Von 863—1248 (auf Konstantin und Method beziehen sich S. 1—124, vgl. die Anzeige von Snopek im Časopis Matice Moravské von 1912), Agram 1910, 224 und X S. Vgl. außerdem M. Murko, Geschichte der älteren südslavischen Literaturen, Leipzig 1908, S. 32—56; knapp handelt darüber Konst. Jireček, Geschichte der Serben I, Gotha 1911, S. 174—179; dagegen ist gründlich und reichhaltig V. Novotný (böhmisch), Geschichte der

Böhmen I, 1, Prag 1912 (auf die Slavenapostel beziehen sich S. 285—436). Uebergangen sind hier kleinere Studien über die Echtheit einzelner, namentlich päpstlicher Briefe, von Vondrák, Arch. f. sl. Phil. XX; F. Hýbl, (böhmisch), Slavische Liturgie in Mähren im IX. Jhdt., Český Časopis historický XIV (1908), V. Novotný, ebds. XVII (1911) u. a. Vgl. außerdem die Arbeiten über die Fresken der alten Klemensbasilika, in der Konstantin begraben liegt, weniger die älteren (Rossi, Dudik u. a.), als die neuesten von St. Zakrzewski (polnisch), die Gemälde in der unterirdischen Basilika des h. Klemens in Rom (histor.-philosoph. Abhandlungen der Krak. Akad. II, XX, 1900, S. 1—37), die hauptsächlich das urkundliche Vorkommen der Stifter der Gemälde erläutern, und Jos. Wilpert, italienisch und in böhmischer Uebersetzung von Fr. Snopek, die Gemälde in der alten Basilika des h. Klemens, Kremsier 1906, 59 S. Uebergangen sind hier alle Darstellungen in den Kirchenlexika, oder in Haucks Kirchengeschichte Deutschlands II, 716—726 u. a.

Im schärfsten Gegensatze zur Fülle der Arbeiten stehen die Resultate. Nichts scheint festzustehen; was dem einen Forscher absolut echt ist, hält der andere mit derselben Sicherheit für gefälscht, und weiß sogar den Fälscher zu bezeichen; im einzelnen jagen einander die tollsten Einfälle und die Forschung scheint nicht von der Stelle zu rücken, sich in lauter Widersprüchen zu verwirren; dabei sind neue Funde nicht mehr zu erwarten.

In Wirklichkeit liegt die Sache völlig anders. Bei gutem Willen und offenen Augen kann man heute die Wahrheit erkennen, das Echte vom Falschen, das Rich-

tige vom Unrichtigen endgültig trennen, was im folgenden unternommen wird. Es handelt sich mir diesmal nicht um eine Wertschätzung des Werkes der Slavenapostel selbst, der Motive, die sie geleitet haben mögen, der Erfolge, die sie erzielten; da bleibt natürlich dem subjektiven Ermessen eines jeden weiter Spielraum übrig; es handelt sich ausschließlich um die Darstellung des Sachverhaltes selbst, soweit dies auf Grund unserer Quellen möglich ist. Welches sind unsere Quellen und wie sind sie beschaffen?

II.

Die Quellen.

Für das Leben der beiden Griechen-Brüder, der sogen. Slavenapostel (in der Tat sind sie nur Slavenlehrer gewesen, denn sie haben keinem einzigen slavischen Volke das Christentum selbst gebracht; sie wollten nur allen Slaven Lehrer, Dolmetscher sein), besitzen wir eine einzige Quelle, die beiden slavischen Legenden der Heiligen, die man absichtlich, aber falsch, pannonische Legenden nannte. Es kommen hinzu, für einzelne Momente im Leben Methods, päpstliche Briefe aus den Jahren 873—885; der Liber de conversione Bagoariorum et Carantanorum, Denkschrift des Salzburger Erzbistums an den Papst von 871; für ein Moment im Leben Konstantins sein eigenes Schriftchen über seine Auffindung der Reliquien des h. Klemens sowie der fast gleichzeitige Brief des Bibliothekars Anastasius an Bischof Gauderich von Velletri über die Vorgeschichte davon.

Von den beiden slavischen Legenden setzt die

Methodlegende die Konstantinlegende voraus; sie ahmt diese nach im Eingang und sonst; sie geht über alles, was schon die Konstantinlegende bespricht, absichtlich mit der größten Kürze hinweg; sie ist übrigens ungleich kunstloser, wiederholt sogar sich selbst; dafür ist sie unvergleichlich reicher an Stoff, der streng chronologisch geordnet, von musterhafter Genauigkeit und Verläßlichkeit zeugt, was bisher zum Schaden der Forschung nicht recht anerkannt war; alle Zweifel gegenüber ihren Angaben sind einfach müßig oder beruhen auf Mißverständnissen des Textes, wofür nicht der ursprüngliche Wortlaut der Legende verantwortlich gemacht werden kann.

Neben diesen primären, gleichzeitigen, oft offiziellen Quellen gibt es spätere, durch ein bis vier Jahrhunderte von den Ereignissen getrennte, böhmische, lateinische und russische, in denen die Tradition schon erheblich getrübt ist; die interessanteste ist der Bericht der sog. Christianlegende (Ende des X. Jhdt.). Außerdem gibt es einige sekundäre Quellen d. h. die nur von jenen primären direkt abgeleitet sind und nichts Neues bieten, z. B. die kirchenslavische Lobrede auf die beiden Brüder; die Prologe (kurze Heiligenleben); die lateinische, sog. römische oder italische Legende, die einst allen andern Quellen vorangestellt wurde; in Wirklichkeit enthält sie keine einzige richtige Angabe, die nicht aus jenen primären Quellen besser und genauer bekannt wäre, sonst nur ein paar absichtliche Entstellungen, z. B. bei der Schilderung des Erfolges der Chazazenmission. Sie ist zusammengestoppelt aus der Legende des Konstantin, aus dessen historiola und dem Briefe des Anastasius; alles exzerpiert sie wört-

lich, wobei aber Mißverständnisse zustoßen[1]). Nur ein Beispiel der wörtlichen Uebersetzung aus der Konstantinlegende sei hier angeführt, die sinngemäßer, daher besser ist als die von Miklosich gemachte. Miklosich übersetzte in der slavischen Konstantinlegende die Botschaft der Mährer nach Konstantinopel so: populo nostro postquam paganismum abiecit christianam legem observante, doctorem non habemus talem, qui nos nostra lingua veram fidem christianam edoceat . . . Die römische Legende übersetzt dasselbe besser: (nuncians hoc, quod) populus suus ab idolorum quidem cultura recesserat et christianam legem observare desiderabat, verum doctorem talem non habent, qui ad legendum eos et ad perfectam legem ipsam edoceat.

Bei dieser Wertlosigkeit der römischen Legende sei nur kurz angegeben, daß sie um 880 in Rom, als Schlußteil des Gauderichschen Klemenswerkes, ge-

1) Wenigstens ein Beispiel dieser steten Verballhornung der primären Quellen sei genannt. Vom Tode Konstantins schreibt die römische Legende: »als K. fühlte, daß ihm der Tag seines Scheidens bevorstehe, nahm er sich auf Erlaubnis des Papstes den Namen Kyrill, meinend, daß ihm dies offenbart wäre und so verschied er nach 40 Tagen.« Das ist einfach Unsinn; dagegen berichtet die slavische Legende ausführlich von seiner Krankheit, wie ihm dann eine göttliche Vision zuteil ward, was er alles an diesem Tage tat und sprach, wie er am folgenden Tage das Mönchsgewand und den Namen Kyrill anlegte (natürlich ohne irgendwelche päpstliche Erlaubnis), nach 50 Tagen unter langen Reden usw. verschied. Oder bei der Auffindung der Klemensreliquien trug diese der Metropolit Georgius nach Cherson; in der römischen Legende wird daraus: pontifex . . . Georgiam (oder Gloriam) metropolim . . . transportavit. Die römische Legende hatte nur Wert, solange wir die primären Quellen nicht kannten; heute verdient sie nicht einmal Erwähnung mehr, geschweige denn einen Abdruck, wie noch bei Pastrnek, S. 239 bis 245.

schrieben ist. Dem Gauderich stellte dafür zur Verfügung wohl Method selbst einen lateinischen Auszug aus der slavischen Konstantinlegende (recht nachlässig gemacht); Gauderich besaß den Brief des Anastasius, sowie dessen Uebersetzung der griechischen historiola des Konstantin. Deren griechischer Text (Konstantin selbst schrieb bezeichnenderweise nie slavisch, wie dies z. B. Method tat) fehlt; die slavische Uebersetzung druckte Pastrnek nicht ab, sie ist bei Franko (S. 242 bis 252) zu lesen, nach zwei russischen Hdssr. des XVI. Jhdt.; dieser slavische Text enthält die historiola, den sermo declamatorius und Teile des Klemenshymnus des Konstantin, die Bibliothekar Anastasius einzeln erwähnt, zusammen verarbeitet; der Text der historiola ist verhältnismäßig leidlich überliefert, der sermo dagegen heillos verwirrt; sein slavischer Uebersetzer verstand offenbar gar nicht die schwulstige byzantinische Deklamation Konstantins, in der sogar der Bibliothekar Anastasius sich kaum zurecht fand; die Abschreiber dürften das Chaos vermehrt haben[1]).

Wir kehren zu den beiden slavischen Legenden zurück. Beide sind grundverschiedener Art, ergänzen sich jedoch wechselseitig. Die Konstantinlegende (bei Pastrnek S. 154—215) ist, obgleich sie nur wenig zu erzählen hatte, ungleich ausführlicher als die äußerst

1) An einer einzigen Stelle (zu Anfang des 2. Kap.) sind auch noch ein paar Worte ausgefallen; der Herausgeber nimmt zu Unrecht auch anderswo Lücken an, so zwischen seinem 2. und 3. Kapitel, aber der Text ist gerade hier tadellos: »Sofort verzog sich die Wolkenhülle gegen die Nordseite hin und ließ erscheinen den hellen und durchsichtigen Himmel || statt des Dunkels, mit seinen Augen, den Sternen, zum Erschauen der gesuchten Reliquien des h. Klemens«. Einige seiner Verbesserungen sind überflüssig.

knapp gehaltene Methodiuslegende (bei Pastrnek S. 216 bis 238), die sich die größte Reserve auflegt und sich namentlich von der pathologischen Sucht des Mittelalters, verehrten Männern Wunder anzudichten, frei hält, denn daß einige z. T. wohl begründete »Prophezeihungen« Methods sich erfüllen, ist noch kein Wunder, wie solche von Konstantin erzählt werden. Die Weitläufigkeit der Konstantinlegende, bei ihrem völligen Mangel an Stoff, ergibt sich aus Apologien des Christentums, gegen Anwürfe der Mohammedaner und Juden, die allerdings zum Hauptwerk des Konstantin, seiner mährischen Mission, nicht recht passen (wir werden unten sehen, für wen sie bestimmt waren); außerdem durch ellenlange Zitate aus der Schrift, so ist einmal ganz überflüssig Paulus I Kor. 14, Vers 5—40 eingerückt. Anders verhält sich die Methodlegende, deren gedrungener Kürze nur die weitläufige Einleitung widerspricht. Diese Einleitung gab für die einer reicheren dogmatischen Literatur entbehrenden Slaven eine Art willkommenen theologischen Kompendiums: sie lehrte über die Dreieinigkeit und stellte, nach Art des Photius, die Lehre vom alleinigen Ausgange des h. Geistes aus Gott dem Vater gegen das filioque der Lateiner fest; zählte die Väter und Propheten auf, die Gott der irrenden Menschheit gesandt hat; dann die sechs ökumenischen Koncile[1]), die die christliche Lehre für immer

1) Nicht sieben, wie sie z. B. Photius in seinem Brief an den Bulgarenchan Boris aufzählt. Das 2. Nicaenum von 787 ist nämlich auch von manchen orientalischen Kirchen im IX. Jhdt. nicht mitgezählt, wogegen Photius in seinem Brief an die orientalischen Patriarchen protestierte. Es verurteilte bekanntlich die griechischen Bilderstürmer; hat es darum etwa Method nicht nennen lassen?

festgelegt haben, denen nun als Lehrer der Slaven Methodius folgt. Sein Wirken wird, im Gegensatze zur Konstantinlegende, nur mit einigen wenigen Schriftstellen (die ausführlichste, zitiert nach dem Gedächtnis, aus Paulus, mit dessen Mühen die des vielgereisten Method verglichen werden), begleitet. Die nüchterne und knappe Diktion der Methodiuslegende, die oft absichtlich hinter der Drastik der Fakta zurückbleibt, sticht aufs schärfste ab von der Glorifizierung Konstantins.

Natürlich rühren die beiden Legenden von verschiedenen Verfassern her. Wer, wo, wann und in welcher Sprache sie verfaßt hat, darüber ist bisher keine Uebereinstimmung erzielt. Weil alles Kirchenslavische aus dem Griechischen übersetzt ist, nahm man natürlich dasselbe auch für diese Legenden an, aber einmal ist von ihren angeblichen griechischen Originalen auffallenderweise nicht die geringste Spur aufzutreiben (bekanntlich ignorieren die Griechen des IX. Jhdt., ebenso wie die Deutschen, bis auf ein paar Worte des Bischofs Metrophanes über Konstantin, die beiden Griechen vollkommen); andererseits ist auch in den angeblichen slavischen Uebersetzungen keine augenfälligere Spur einer griechischen Vorlage zu entdecken; alle Versuche, solches aufzutreiben, sind mißlungen[1]); im Gegenteil, die Ausdrucksweise ist überall von ori-

1) Novotny, S. 320 Anm., stellt zwar in Aussicht, daß er den Beweis für diese Uebersetzung aus dem Griechischen beibringen werde; wir sehen dieser »Drohung« mit der größten Ruhe entgegen; er dürfte über das von Voronov u. a. längst beigebrachte Material kaum hinausgehen und das beweist bekanntlich gar nichts, beruht nur auf Mißverständnissen und Unrichtigkeiten.

ginal slavischem Gepräge, namentlich in der Methodlegende.

Die alten Slaven erwiesen sich jedoch, anders als die modernen, gar gleichgültig gegen ihre großen Lehrer; wir sehen dies an ihrer Ueberlieferung der beiden Legenden. Die Konstantins ist uns aus südslavisch-russischen Texten erst des XV. Jhdt. bekannt; die Methods ausschließlich aus russischen, von denen allerdings einer noch dem XII. Jhdt. angehört, aber alle diese russischen Texte beruhen wieder auf einer einzigen Abschrift! Dafür ist der Text so gut wie unverändert geblieben, höchstens daß veraltete, unverständliche Formen und Worte neuere ersetzten; trotzdem unsere Ueberlieferung der Methodlegende volle fünf Jahrhunderte umfaßt, sind in ihr nennenswertere Varianten überhaupt nicht aufzutreiben. Damit richten sich alle Versuche, diesen Legendentexten irgendwelche Interpolationen, Lücken, Umarbeitungen anzudichten; gerade Legendentexte pflanzen sich unverändert fort, es mehren sich höchstens ihre Wunder; um unsere hat sich dagegen niemand gekümmert, sie sind auch intakt geblieben.

Aber freilich, beide Legenden sind nicht historischer, sondern hagiographischer Art, daher ihre Stilisierung, Anschauung und Darstellung; ihre Helden sind zu feiern, weltlichen Triebfedern zu entrücken; kein Makel falle auf sie noch auf ihr Tun; überall erregen sie Bewunderung und Staunen. Damit muß nun der Historiker, der auf diese Denkmäler allein angewiesen ist, rechnen. Ihre Darstellung bleibt eine ganz schematische; immer ist es die Welt, Kaiser, Papst, Patriarch, die mit ihren Forderungen und Auf-

gaben an die Heiligen herantreten; von deren eigener Initiative wird wohlweislich geschwiegen, in unserem Fall desto mehr, weil es sich um eine sehr heikle Geschichte, von der weder die griechische, noch die römische Kirche etwas wissen mochten, um eine unerhörte Neuerung, d. h. um den größten Schrecken für jeden Orthodoxen, handelte. Eine historische Darstellung verlangte Namen der verschiedenen Kaiser, Päpste und Fürsten. Die Legende begnügte sich mit der bloßen Angabe Kaiser, König. So wird in der ganzen Konstantinlegende nur der Name von Papst Hadrian (II) genannt, in der Methodlegende ebenfalls kein Name, und wenn wir hier mehrfach statt Kaiser »Kaiser Michael« hintereinander, ganz gegen die sonstige Gewohnheit treffen, so dürfen wir vermuten, daß es ein späterer, wohl russischer Leser (des angehenden XII. Jhdt.) war, dem diese ständige Anonymität, d. i. Unbestimmtheit aller Angaben gar mißfiel und der daher Namen sowie Erklärungen unverständlicher Worte am Rande beisetzte, die eine spätere Abschrift, auf die alle unsere Handschriften zurückgehen, in den Text selbst herübernahm. Unsere Behauptung wird dadurch unwiderleglich erwiesen, daß dieser Glossator mehrfach evident falsch glossierte, s. u.; einen uralten Ausdruck verstand er gar nicht mehr und beachtete ihn nicht weiter, aber zu seiner Entschuldigung diene, daß ihn auch Miklosich-Pastrnek nicht verstanden und die Stelle falsch übersetzten[1]).

1) (Wer von eueren Lehrern, d. i. von der römischen Geistlichkeit, die slavische Kirchensprache tadeln wird), *da budet otlъuczen no tokmo vsudany cerkve donde sia ispravit.* Miklosich übersetzte: sit excommunicatus sed tantum in judicium datus ecclesiae donec se

Die Konstantinlegende reicht bis zum Jahr 869, von da bis 885 die Methodlegende, bei aller ihrer Knappheit reich an Tatsachen und von geradezu wunderbarer Genauigkeit; es drängt sich uns nun gebieterisch die Frage nach Ort, Zeit und Person der Verfasser auf.

Für die neue slavische Kirche war die Legende von ihren Begründern das allernotwendigste Buch, denn es erzählte nicht nur von den Heiligen, sondern legte

correxerit und weil der Gegensatz keinen Sinn gibt, vermutete er den Ausfall der Negation (*da ne budet* usw., er werde *nicht* gebannt, sondern nur usw.). Aber die richtige Uebersetzung lautet: »Der werde ausgeschlossen nicht nur vom Abendmahl (das *ne* für *no* verlangt unbedingt der Gegensatz!), sondern auch von der Kirche, bis er sich gebessert«; *vsud* ist nämlich der pannonischmährische Ausdruck für das h. Abendmahl, der Russen und Bulgaren schon völlig unbekannt war und der allein für sich schon das außerordentliche Alter wie die richtige Ueberlieferung der Methodlegende erweist. Ein anderer russischer Leser des XI. Jhdt., der aus der Methodlegende für die altrussische Chronik (den sog. Nestor) wörtlich exzerpierte, hat bei der Herübernahme der päpstlichen Worte diesen Passus als ihm unverständlich einfach fortgelassen; er schreibt nur: da budet otłuczen ot cerkve doňde sia ispravit, »er sei gebannt aus der Kirche« usw. Snopek S. 103 kennt zwar die richtige Interpretation Schachmatovs (dieser hat den Text nicht etwa emendiert, nur richtig übersetzt) weist sie mit nichtigen Redensarten ab und bleibt bei seiner phantastischen Annahme einer Interpolation dieser Worte in den Papstbrief durch den Autor unserer Legende, der angeblich eine »vom Papste verhängte Exkommunikation zur Niederhaltung der Feinde der slavischen Liturgie in — Bulgarien brauchte«. Auf seinen Roman von der Entstehung, resp. Ueberarbeitung und Erweiterung der slavischen Legenden in Bulgarien durch einen phantastischen Bischof »Chrabr-Clemens« (in photianischem Geiste, aber gegen die Griechen als Verächter der slavischen Liturgie), einzugehen, verlohnt sich nicht; er ist von niemand ernst genommen worden (Jagić S. 94 spricht nur von einem »unerweislichen Einfall«; vgl. auch die Anzeige Pastrneks in Arch. f. slav. Phil. 33, 553—556, die ebenso ablehnend ist).

die Berechtigung ihrer in der römischen wie in der griechischen Christenheit gleich unerhörten Neuerung dar, erklärte den Slaven, wie sie zu einem Privileg gekommen wären, das keiner ihrer Nachbarn, ungleich ältere Christen, besaßen. Ich nehme daher an, daß Method selbst für die gebieterischen Zwecke seiner Kirche das Leben seines Bruders bald nach dessen Tode, irgendwann vor 879, schrieb oder unter seiner Anweisung schreiben ließ; er stiftete damit zugleich ein glänzendes Denkmal seiner innigen Bruderliebe, seiner außerordentlichen Verehrung des jüngeren, idealeren, genialeren Konstantin; daher der Glanz und die Ausführlichkeit, die panegyrische Tendenz, die nicht davor zurückscheut, auf das geliebte Haupt zu übertragen, was man von anderen Heiligen berichtete, so den Traum in der Jugend mit der Wahl der Sophia zur Lebensgefährtin; den Gifttrank der Araber, der unschädlich bleibt; das Wasserwunder in der Krim. Nach dem Tode Methods 885 wiederholt sich dasselbe unerläßliche, unaufschiebbare Bedürfnis; es mußte sofort eine Legende von dem eigentlichen Begründer, Organisator und Verteidiger der mährischen Kirche für die Zwecke dieser Kirche selbst geschaffen werden, die Auskunft in allen Zweifeln und Fragen gäbe. Ja, dieses Bedürfnis hat schon Method selbst eingesehen und wenn seine Legende in schärfstem Kontrast zur Konstantinlegende durch ihre Knappheit und Nüchternheit, durch das Fehlen von Wundern wie von jeglicher Verhimmelung, sich auszeichnet, würde ich darin das direkte Verbot des großen Mannes, gerichtet an seinen künftigen Biographen, erkennen; eitele Ruhmsucht lag ihm ja völlig fern; ihn interessierte nur das Werk

seines Lebens und um allen künftigen Angriffen von vornherein jede Spitze abzubrechen, sichtete und sammelte er selbst das nötige Material für seinen künftigen Biographen, gab ihm Winke und Andeutungen. Die Methodlegende ist somit gleich nach seinem Tode, 885 oder 886, in Mähren selbst, von einem seiner Schüler (Gorazd? Klemens?), verfaßt und weder von sprachlicher noch von sachlicher Seite läßt sich gegen diese Annahme eine Einwendung machen. Sie behandelt nämlich den Landesfürsten äußerst respektvoll, trotzdem er Methods Werk 886 zerstören half, erwähnt mit keinem Worte, was nach den Ereignissen von 886 bestimmt zu erwarten gewesen wäre, den scharfen Gegensatz zwischen ihm und seinem geistlichen Vater[1]), deutet aber auch mit keiner Silbe die schon 886 über die mährische Landeskirche hereingebrochene Katastrophe an, obwohl man aus ihren Schlußworten eine

1) Wie ganz anders behandelt dagegen die bulgarische Klemenslegende denselben Landesfürsten, den großen, klugen, energischen Sventopulk! Ihre Tiraden über die Fleischeslust des »Barbaren« machten sich alle neueren Historiker, zuletzt auch Novotny, zu eigen, ohne zu bedenken, daß die Deutschen von diesem ihrem Erzfeinde, bei dessen Tode sie laut aufjubelten, diesen Zug sicher nicht verschwiegen, sondern hohnlachend aufgegriffen und übertrieben hätten! Daß Sventopulk und seine Frau Sventozizna (Tochter des Böhmenfürsten Sventoslav, wie der Name andeuten könnte), keine Asketen waren, wie Method, ist selbstverständlich, aber alles Weitere ist boshafte Erfindung der Klemenslegende, die durch Verunglimpfung des Landesfürsten dessen Vertreibung der Methodianer aus Mähren rächte. Ich wiederhole: dagegen fehlt in der Methodlegende jegliche Spur einer ähnlichen Tendenz, die doch durch die nachträglichen Ereignisse von 886 geradezu herausgefordert war, ja unumgänglich erscheinen mußte, sollte nicht ein Schatten auf Method selbst und die Methodianer fallen.

gewisse Bedrängung oder Beängstigung herauszufühlen vermag. Gewiß endigt die Aufgabe des Hagiographen mit dem letzten Atemzug seines Helden (bis auf etwaige posthume Wunder), aber der rasche und gründliche Wandel aller Verhältnisse im Jahr 886 hätte doch einen stärkeren Schatten auf die Legende und auf den dafür verantwortlichen Sventopulk werfen müssen. Für mich ist daher die Konstantinlegende ein Werk Methods selbst (oder eines Schülers, unter seinen Augen gemacht), vor 879 geschrieben; die Methodlegende ein Werk von Gorazd oder Klemens, aus dem Jahre 885 oder 886; beide in Mähren, beide slavisch verfaßt.

Die beiden Legenden sind, wie die übrige kirchenslavische Literatur, nach Rußland über Bulgarien gekommen. Auf diesem langen Wege verloren die Legenden manchen altertümlichen Ausdruck ihrer mährischen Heimat; einiges blieb ja erhalten, z. B. das unverstandene *vsud* 'Abendmahl', *kupetra* (ein lat. compatra, zu compater gebildet) 'Mitpatin' (der russische Leser-Glossator erklärte es falsch!), *misza* 'Messe' (von Glossator mehrfach durch *služba* erklärt) u. a.; andere Moravismen sind öfters durch neuere, in Bulgarien heimische Worte ersetzt, z. B. *neprijazn'* durch *diavol* 'Teufel', *popove* 'Priester' durch *jerei*, ebenso kam *setněje* 'zuletzt' herein; alte Ausdrücke sind dagegen noch *napast'* 'Versuchung' (mehrfach); *nepůštevati* 'meinen' *(glagoljuszczem i nepszcziujuszczem* cap. 16 ist vielleicht nur Dittologie, wie z. B. *jeter drug* für bloßes *jeter* 'jemand' cap. 11 steht); *muditi* 'zögern'; *papež* (neben *apostolik)* 'Papst'; *můlva* 'Unruhe' u. a.; die Sprache der Methodlegende ist ungleich altertüm-

licher als die bereits völlig modernisierte der Konstantinlegende.

Wenn nun unsere Ueberlieferung über so wenige, aber so verläßliche Quellen verfügt, wie ist es möglich, wird der erstaunte Leser fragen, daß auf Grund der paar Texte so verschiedene, einander diametral entgegengesetzte Darstellungen vorgetragen werden konnten? daß weiß dem einen, was schwarz dem andern ist? Hier spielen nun moderne Tendenzen und Vorurteile herein und nicht die Quellen des IX. Jhdt., die unbefangen oft, einfach und wahr die Sache darstellen, sondern nur die Gefühle und Erwägungen des XIX. Jhdt. haben die unüberbrückbare Kluft in den Anschauungen über Zweck und Verlauf dieser Episode, über Charakter und Art ihrer Helden geschaffen. Die beiden Legenden nämlich geben der Wahrheit die Ehre, schildern die orthodoxen Griechenbrüder als solche; das paßt nicht denen, die die beiden Griechen zu Römlingen um jeden Preis machen möchten. Daher verwarf einst Ginzel diese »schismatischen« Legenden, fabelt heute Snopek von einem Bulgaren und Photianer des X. Jhdt., der die echten (d. h. rein imaginären) Legenden umgearbeitet und in antirömischen Geist verfälscht hätte; ja sogar Novotný, ohne Römling zu sein, phantasiert von einer tendenziösen Umarbeitung der Methodlegende, dem eigentlichen Stein des Anstoßes. Gegen die Legenden werden nun von den »Römlingen« die »Dokumente«, d. h. die wenigen päpstlichen Briefe, ins Feld geführt, nach ihnen allein die Episode dargestellt, die Legenden gehört, nur wo sie nicht zu widersprechen scheinen. Sogar diese päpstlichen Dokumente werden dann ganz

einseitig interpretiert; vertuscht wird, was sie gegen Method und sein Werk vorbringen. Schade nur, daß bei dieser mühseligen Interpretiererei ein Papst selbst, Stephan V., einen dicken Strich durch die ganze Rechnung machte; er zeigt deren Falschheit.

In den entgegengesetzten Fehler verfallen andere. Von modernen, namentlich panslavistischen Ideen geleitet oder getäuscht verhimmeln sie kritiklos das Werk selbst und die Brüder, verurteilen alles, und wäre es noch so berechtigt und vernünftig, was sich diesem Werke entgegenstellte. Am meisten hatte darunter der größte slavische Herrscher des IX. Jhdt. zu leiden, Sventopulk, der erst im X. Jhdt. an Boleslav von Polen einen würdigen Partner gefunden hat; der große Realpolitiker, der seines Vorgängers Rostislav äußere und kirchliche Politik weise und getreu fortführte, wird geschmäht, nur weil er das einzig Richtige und Vernünftige tat[1]); komischerweise stimmten sogar deutsche Forscher in den panslavistischen Verdammungschorus ein! Die Sache liegt nämlich so: weil den orthodoxen Slaven ihre slavische Liturgie seit einem Jahrtausend ans

1) Sventopulk von Mähren und Boleslav von Polen sind die beiden größten westslavischen Herrscher und zugleich die beiden einzigen weitsichtigen Politiker, die die Sammlung des ganzen Westslaventums als Bollwerkes gegen das Vordringen der Deutschen aus aller Kraft anstrebten; sie allein waren auch die gefährlichsten und bewußtesten Gegner der Deutschen, wie sonst niemand anderer; ihr früher Tod war auch der unersetzlichste Verlust für alle Slaven. Sogar ihre Reiche teilten genau dasselbe Geschick, denn in 10 Jahren nach dem Tode ihrer Begründer verschwanden für immer ein Großmähren und ein westslavisches Großpolen aus der Geschichte. Sventopulk eines Preisgebens nationaler Interessen (so noch Dümmler!) zu bezichtigen, beruht nur auf einem gründlichen Mißverständnis.

Herz gewachsen ist, weil ihr gesamtes religiöses Empfinden unlöslich damit verknüpft ist, weil sie davon nie ablassen werden, entscheidet dieses pretium affectionis über den (ziemlich fragwürdigen) Wert der slavischen Liturgie und die Motive ihrer Gegner. Zu dieser religiösen Befangenheit, zu diesem traditionellen Kultus der slavischen Liturgie gesellt sich modernes, nationales Empfinden, das sich der nationalslavischen Liturgie, im Gegensatze zu der sonst ausschließlichen lateinischen oder griechischen, nicht genug freuen und rühmen konnte. Beide wohl verständliche Gefühle trübten von vornherein Auffassung und Darstellung dieser Episode. Dazu kam noch eine andere Fehlerquelle. Man wagt nie an dem Wortlaut der Legenden, auch an offenkundig sinnlosem zu rühren; man erfindet das Ungereimteste, nur um den Wortlaut der Legenden zu retten; unten werden die unglaublichsten Fälle der Art genannt. Man mag nun die Legenden und ihren Wert noch so hoch einschätzen, auf den Gebrauch der eigenen Vernunft darf man auch ihnen gegenüber nicht verzichten. Es sind dies ja Heiligenleben, die die bewußte Tendenz verfolgen, das unerhörte novum, die slavische Liturgie, über jede Verdächtigung, woher sie auch kommen möchte, herauszuheben; daher verschweigen sie auch manches ganz, motivieren anderes falsch und scheuen auch nicht vor einer pia fraus zurück; wir machen ihnen daraus keinen Vorwurf, nur wollen wir nicht ihnen auch hierin urteilslos folgen. Wer sich allerdings eingeredet hat, daß slavische Liturgie zum Seelenheil der Slaven unentbehrlich ist, dem mag die folgende, völlig objektive, nur Wahrheit anstrebende Darstellung weniger behagen,

als ob über den nationalen Wert einer Geistlichkeit deren liturgische Sprache, nicht ihr Geist und Gesinnung entscheiden würden; vergleiche z. B. die lateinisch liturgierende und doch unabhängige polnische Geistlichkeit, mit der slavisch liturgierenden altrussischen, die in schnöder Abhängigkeit von Byzanz die längste Zeit nicht einmal einen Russen zum Metropoliten zu küren wagte!. Doch enthalten wir uns diesmal jeglichen Urteils über den Wert des Werkes der beiden Slavenapostel; was darüber zu denken ist, ist anderswo ausdrücklich genug gesagt; wir schildern einfach den Hergang, soweit wir ihn ermitteln und den Zusammenhang wieder herstellen können.

Auf Grund der sonst absolut verläßlichen slavischen Legenden sei somit das Lebenswerk beider Brüder in seinen Einzelheiten beleuchtet; bei dem strittigen wird länger verweilt, das übrige nur der Vollständigkeit halber mit berücksichtigt. Und sollte auch nicht jede Einzelheit zum endgültigen Austrag gebracht werden, soviel wird klar, daß wir heute ungleich mehr und sicher wissen, als es nach den umfassendsten Darstellungen bei Novotný, Hauck, Jagić, den Anschein hat; mit dem alten Schlendrian, der sich bei der Behandlung dieser Episode von welthistorischer Bedeutung immer noch breit macht, soll aufgeräumt werden, damit das bloße, unentwegte Wiederholen offenkundiger Irrtümer aufhöre, damit endlich einmal ein wirklicher Fortschritt festgestellt werde. Strittige Einzelheiten, die mit unserm Hauptthema in keinem engeren Zusammenhange stehen, z. B. das »russische«, d. i. gotische Evangelium, das Konstantin in Cherson fand, bleiben beiseite; ebenso-

wenig berühren wir hier längst und für immer abgetanes, z. B. die Frage, welches von den beiden slavischen Alphabeten, das glagolitische oder das cyrillische, Konstantin eingeführt (erfunden) hat; oder die berüchtigte, sog. pannonische Hypothese des »schwarzgelben« Kopitar, die Miklosich-Dümmler sich aneigneten, zu ihrem Schaden[1]); beide Fragen gehören in ein Kapitel von den Irrungen der slavischen Philologie, doch nicht mehr in ein Konstantin-Method-Kapitel.

III.

Die Anfänge der Slavenapostel.

Method, geboren kurz vor 820, dessen weltlicher Name, Michael oder ähnlich, verschollen ist (wir kennen nur den mönchischen, zu Ehren des Siegers im Bilderstreit, Mönch, dann Patriarch Method, angenommenen) und Konstantin, geboren 826 oder 827, dessen mönchischer Name Kyrill wurde, sind Griechen, Söhne des Generals Leon (und der Maria?), aus Saloniki, der Hauptfeste griechischen Wesens an der ganzen Aegäis. Wir erfahren nicht, wann und wo sie slavisch erlernt haben; Method vielleicht erst in dem Thema mit überwiegend slavischer Bevölkerung, das er eine Zeitlang verwaltete; Konstantin vielleicht früher schon auf seinen Streifereien durch Feld und Flur mit sei-

1) Bezeichnend für den Schlendrian, der die Darstellung unserer Episode noch immer beherrscht, ist, daß noch Hauck 1912 das Märchen von der engeren sprachlichen Verwandtschaft der Mährer und Slovenen (im Gegensatze zu den Böhmen), anstandslos wiederholte; daß dies eine längst und völlig überwundene Auffassung ist, darüber hätte ihn eine bloße Anfrage bei seinem Kollegen-Slavisten aufgeklärt.

nem Falken; denn Slaven reichten, noch mehr wie heute, bis an die Tore der griechischen Stadt und umschlossen sie von allen Seiten. Der später, namentlich im XIX. Jhdt. über die Heimat der altkirchenslavischen Sprache, der Sprache der beiden Brüder, geführte Streit war überflüssig, denn die Methodlegende gibt ausdrücklich an, daß das Slavisch der Brüder das salonische d. h. das in der Umgebung von Saloniki (und in weiterer Entfernung) gebräuchliche war.

Der Vater, der um 840 gestorben ist, hatte durch seine Verbindungen für eine glänzende weltliche Karriere seines ältesten wie eine ebensolche geistliche seines jüngsten Sohnes wohl gesorgt, aber vergebens, denn beiden fehlte jeglicher irdische Sinn, jeglicher Ehrgeiz, Eitelkeit; beide waren im Grunde Asketen und doch dabei verschieden. Method legte sein Amt nieder und zog ins Kloster, dessen stiller Beschaulichkeit er nur darum schließlich wieder entsagte, weil ihn der jüngere Bruder in die Welt fortriß und die weitere Entwicklung der Dinge ihn von der Zelle für immer fernhielt. In späteren Jahren imponierte auch seinen Gegnern die Ruhe und Sicherheit seiner Erscheinung, seine Bedürfnislosigkeit, seine moralische Strenge gegen sich selbst wie gegen andere, die Lauterkeit seines Wandels. In Konstantin dagegen steckte ein Bernhard von Clairvaux oder ein Capistrano, der kriegerische Eifer für die Ausbreitung seiner Kirche, für die Ueberwindung der Andersgläubigen, Heiden, Mohammedaner, Juden, allerdings nur mit geistlichen, nicht auch mit weltlichen Waffen; vorläufig war er, da man ihn hinter Klostermauern

nicht lassen wollte, »Philosoph«, Lehrer an der Hofschule, vertieft in theologische Literatur, Verehrer eines Gregor von Nazianz wie der Mystik des Pseudodionysius.

Was die Legende von dieser Zeit zu erzählen weiß, durchzieht die Tendenz, den Knaben in möglichst hohe Gesellschaft zu bringen (er sollte angeblich mit dem jungen Kaiser zugleich lernen; der war aber über 10 Jahre jünger und hat nie etwas gelernt außer Saufen und Wetten); seinen Lerneifer zu unterstreichen; ihn als Ausbund aller Weisheit hinzustellen. So unterhält sich der Kanzler (Theoktist) mit ihm über Philosophie — gute Gelegenheit, den rohen Slaven einen Begriff davon zu machen; so läßt die Legende den Zwanzigjährigen, der nie ein glänzender Theologe war, mit dem abgesetzten ikonoklastischen Patriarchen, einem großen Gelehrten, der ja sogar im Geruch der Magie stand, über Bilderverehrung disputieren: als ob Johann VII. nicht mit ein paar Worten den Ikonodulen Konstantin hätte ad absurdum führen müssen! — hier wieder eine passende Gelegenheit, den einfältigen Slaven etwas zur Rechtfertigung des Bilderdienstes mitzuteilen; in Wirklichlichkeit ist jeder derartige Disput ausgeschlossen, mochte er auch dem, schon als Mönch, ikonodulen Method wünschenswert erscheinen; aber wie immer in den Legenden, ist auch hier der bloße Wunsch Vater des Gedankens gewesen. Die Argumente des »Philosophen« dabei sind nicht etwa theologischer Art, sondern argumenta ad hominem, wie sie Konstantin stets im Munde führte (z. B. auch in seinen angeblichen Disputationen mit Arabern und in seinen

wirklichen mit den »Dreisprachlern«), von der Art etwa, wie im XVII. Jhdt. der polnische Katholik gegen den Protestanten die Verehrung des Kreuzesholzes rechtfertigte.

Ungleich interessanter ist, daß die Legende hier das einzigemal den Namen des Photius, natürlich noch Laien, als Lehrer des Konstantin nennt; wir wissen ja, wie Photius auf seine Schüler zu wirken, sie dauernd an sich zu fesseln wußte. Dagegen hat sich die Legende gehütet, Konstantin auch als Gegner von Photius zu bezeichnen, und doch ist uns aus gleichzeitiger, verläßlicher Quelle, vom Bibliothekar Anastasius, bezeugt, wie Konstantin dem Photius das bewußte Aufstellen einer Irrlehre, des platonischen Trichotomismus, σῶμα, ψυχή, νοῦς (um den Patriarchen Ignatius bloßzustellen), zum Vorwurfe machte. Method erwähnte dies nicht, schon um seine Slaven nicht zu verwirren, aber von einer wirklichen Gegnerschaft des Konstantin gegen seinen fortissimus amicus Photius kann dabei keine Rede sein; daß Konstantin Photianer war und blieb, mochte auch Method eher zu Ignatianern gehören, braucht nicht bezweifelt zu werden.

Die Beobachtung, die sich uns bei der angeblichen Disputation mit dem Patriarchen Johannes VII. ergibt, werden wir nun stets wiederholen können; schon hier ist das feste Schema angedeutet: der Kaiser berät mit den Patriziern und schickt den »Philosophen« gegen den weisen Kirchenfürsten; nur hier ist noch nicht gewagt worden, Konstantin als den einzigen hiezu tauglichen hinzustellen.

Es folgen, mit für unsere Zwecke belanglosen

Unterbrechungen, die drei Missionen Konstantins, zu den Arabern, Chazaren und Mährern. Alle drei Missonen sind genau nach dem obigen Schema dargestellt. Es kommen Boten mit Briefen der Chazaren und Mährer (bei den Arabern nur Briefe), die zur Disputation, Bekehrung, Belehrung auffordern; es erfolgt eine große Staatsaktion: Kaiser, Patriarch usw. treten zusammen, beratschlagen, ihre Wahl fällt jedesmal sofort auf Konstantin, als gäbe es niemand anders in Stadt und Reich; sie dringen feierlichst in ihn und er unterzieht sich bereitwilligst der schwierigen Aufgabe, tritt an die Spitze einer reich ausgerüsteten Mission mit Geschenken und Briefen, zieht nach Bagdad auf den Hof des Amerumnes, zum Chagan der Chazaren nach Itil, in die Burg Velegrad des Mährerfürsten und entledigt sich erfolgreichst seiner Aufgabe. Eines macht uns stutzen. Von allen diesen Haupt- und Staatsaktionen weiß kein griechischer Chronist, kein ruhmrediger Photius irgend etwas zu melden. Die Geschichte kennt griechische Missionen zu den Chazaren zu den Zwecken ihrer Bekehrung, aber erst im Anfange des X. Jhdt., die übrigens auf die Dauer ebenso erfolglos waren, wie die Konstantins; sie kennt wohl, aber nur in den Jahren 845 (846) und 855 (856), Gesandtschaftsreisen der Griechen zu den Arabern, natürlich nicht zu zweck- und erfolglosen Disputierzwecken, sondern um Gefangene auszutauschen; die Legende verlegt dagegen mit Bestimmtheit auf das Jahr 851 die angebliche Arabermission des damals 24 jährigen Konstantin, auf 861 eine Chazarenmission, bald darauf, etwa 863, die mährische.

Wie schon Lamanskij hervorhob, hat die Legende

bei der ersten angeblichen Mission folgendes vermischt. Die Araber hatten nach Konstantinopel Schmähschriften gegen das Christentum, namentlich gegen die Lehre von der h. Dreifaltigkeit, abgeschickt. Diese Schriften beantwortete wirklich, auf Verlangen des Kaisers, der »Philosoph« (Lehrer) Niketas (nicht etwa Konstantin). 855 schickte, diesmal nach arabischen Berichten, die Kaiserin-Regentin einen angesehenen Griechen, Georgios, zu den Arabern wegen des Gefangenenaustausches; mit ihm waren viele Patrizier und Diener, bei fünfzig Mann angekommen, aber auch viele Araber waren aus Neugierde anwesend, viele reiche Leute aus Bagdad. Unter diesen 50 Griechen könnte Konstantin mitgewesen sein, das ist aber auch alles. Die Legende stellt ihn dagegen an die Spitze der Mission und es wären ihm beigegeben »der Asikrit (Staatssekretär, damals auch Konstantins Busenfreund Photius!!) und Georgios Polasza« (Pastrnek hat in seinen Text die Lesart aufgenommen, die nur vom »Asikrit Georgios« spricht); die Uebereinstimmung im Namen des Georgios läßt keinen Zweifel darüber übrig, daß die Legende von der Mission des J. 855/6 handelt, bei der Konstantin keinerlei Rolle gespielt hat. Aber er hat damals die arabischen Verhältnisse an Ort und Stelle kennen gelernt, wohl mit einem Araber oder Griechen über Glaubenssachen sich unterhalten, des Niketas Schriften gelesen, und den Niederschlag davon finden wir in der Legende wieder. Den weiteren Polizeiroman Lamanskijs, zu was für geheimen, politischen, hochverräterischen Zwekken Konstantin dabei von seiner Regierung ausersehen war, lassen wir als reinstes Phantasiestück beiseite;

er sollte nämlich mit den Slaven, die in Diensten der Araber standen, unterhandeln.

In bezug auf diese vielfachen Missionen Konstantins drängt sich unwillkürlich eine Bemerkung auf, die auf das wirkliche Verhältnis zwischen Photius und Konstantin vielleicht weiteres Licht werfen könnte. Wer anders war es denn, der die von der griechischen Kirche während ihrer inneren Kämpfe arg vernachlässigte Missionstätigkeit energisch aufnahm, der sich wirklicher oder vermeintlicher Erfolge bei Armeniern, Sarazenen, Russen rühmte? Eben Photius. Was Wunder nun, wenn sein fortissimus amicus denselben Weg beschritt! Es brauchte sich somit durchaus nicht Photius der ihm angeblich lästigen Ignatianer Konstantin und Method aus Konstantinopel durch derartige Missionen zu entledigen und doch könnte er den Anstoß dazu gegeben haben; Ideen des Photius könnten der Arbeit Konstantins zugrunde liegen [1]).

Wie dem auch sei, für die arabische Mission der Legende kann man, gerade bei den Arabern selbst, gewisse Anknüpfungspunkte ohne weiteres herausfinden, mögen auch Einzelheiten (Zeit, Ort, Zweck) nicht übereinstimmen. Für alles folgende fehlt uns jeglicher Anhalt und wir sind von nun an bloß auf die Legenden angewiesen. Noch eine Bemerkung wird nahe gelegt: bis zur arabischen Mission einschließlich liest sich die Konstantinlegende — mutatis

1) Dagegen gab es, außer anderen Gegensätzen, z. B. in der Wertung gelehrter »hellenischer« Bildung, noch einen großen zwischen den beiden Freunden; Photius verstand und lernte keine andere Sprache (auch das »barbarische« Latein nicht), Konstantin, ein Mezzofanti des IX. Jhdt., lernte jede.

mutandis — wie eine Photiuslegende; ihr 4. Kapitel (Konstantin als lerneifriger Schüler in Byzanz) namentlich könnte vollständig auf Photius umgemünzt werden, bis in die geringsten Einzelheiten, z. B. den freien Zutritt zum kaiserlichen Palast. Diese Züge des Konstantinbildes sind dem leuchtenderem Photiusbilde entnommen, aber ob sie hier hineingehören, ob sie sich mit dem sonstigen Wesen Konstantins und der allerbescheidensten Rolle, die er in Wirklichkeit in Konstantinopel gespielt haben mag, vereinigen lassen? Es ist offenbar das meiste Methods Bruderliebe, die sich in der Bewunderung des Verschiedenen nicht genug tun konnte, anzurechnen, denn die angeblich so glanzvolle Persönlichkeit existierte nicht für weitere Kreise; es herrscht über sie nur absolutes Stillschweigen.

Wie eben angedeutet, fehlen uns für die sogenannte Mission zu den Chazaren alle Anhaltspunkte. Gewiß ist Konstantin bei ihnen gewesen, genau ebenso wie bei den Arabern — ob er aber weit über die Grenze gekommen ist? In der Legende fällt nämlich auf, gegenüber der Fülle von Tatsachen, die über den Anfang der Chazarenreise geboten werden, die völlige Farblosigkeit des weiteren Berichtes, der nur einen nichtssagenden Rahmen abgibt für die theologischen Zänkereien mit Juden, den Hauptzweck des Berichtes.

In diese Chazarenreise fällt nun eine merkwürdige Episode hinein, die bekannte pia fraus Konstantins, seine Auffindung der angeblichen Reliquien des angeblichen Papstes Klemens an dem angeblichen Orte seines angeblichen Martyriums. Ob es einen Papst

Klemens, den 2. oder 4. Nachfolger Petri, gegeben hat, lassen wir dahingestellt; eines wissen wir sicher, daß kein Papst Klemens irgend etwas je mit Cherson zu tun gehabt hat; eine Verwechslung mit dem griechischen Heiligen, Klemens dem *Ancyriten*, hat den römischen Papst nach dem Pontus und den *Anker* um seinen Hals gelegt; seine Gebeine konnten schon darum auf der Insel oder dem Meeresgrund vor Cherson nicht ruhen, weil sie im VI. Jhdt. in Frankreich Wunder wirkten. Aber an das Papstmärchen von Cherson wurde wirklich im Orient und Okzident im IX. Jhdt. geglaubt und natürlich mußten sich zu dem Märchen auch die zugehörigen Knochen finden lassen. Dies besorgte nun Konstantin, begleitet von seinem Bruder; die Art der Auffindung ist die typische, mit allen den wiederkehrenden Einzelheiten, dem Lichtschimmer, Wohlgeruch usw.; die einzigen individuelleren Züge sind gegeben durch Meerfahrt und Mondnacht. Obwohl die Klemensreliquien den Brüdern den Weg nach Mähren, besonders aber den nach Rom, außerordentlich erleichtert haben, gehen wir auf diese Episode nicht weiter ein; ihr allein verdanken wir den interessanten Brief des Bibliothekars Anastasius und die einzige Erwähnung Konstantins von seiten eines griechischen Zeitgenossen. Wir heben nur hervor, daß der Versuch Dr. Frankos, sogar die Auffindung der Klemensreliquien dem Konstantin völlig abzusprechen und sie an den Anfang des IX. Jhdt., nicht auf das Jahr 861 zu verlegen, völlig mißlang; er ließ sich eben dadurch täuschen, daß er in einer späten slavischen Quelle einen Kaiser Nicephorus (802—812) statt des Chersoner Stadtältesten Nicephorus zu finden glaubte und

in einer lateinischen Quelle statt Philosophus (d. i. Konstantin als Finder der Reliquien), durch falsche Auflösung der Kürzung auf einen Philippus stieß; freilich hat dann diese irrige Annahme ihn zu einer falschen Auffassung der slavischen Legenden, ihrer angeblichen Interpolationen u. dgl. m. verführt. Lamanskij wiederum hat auf jeden Fall aus der Reise nach der Χαζαρικὴ eine Reise nach Gardhariki, zu den Russen am Dniepr, machen wollen, um so einen Lieblingstraum der Slavophilen, als wären die salonischen Brüder selbst die ersten Bekehrer der Russen gewesen, endlich in Wirklichkeit umzusetzen, aber die Argumentation seiner pia fraus versagt an allen Ecken und Enden. Die Sprache der Legende ist so deutlich, die Reise von der Mäotis nach der Kaspis, nicht nach dem Dniepr so bestimmt orientiert, daß der ganze Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit umsonst war.

Der Erfolg der beiden Missionen war ein negativer. Die Sarazenen hatten sich nicht belehren, die Chazaren nicht bekehren lassen. Das einzig Greifbare war die erwirkte Freilassung griechischer Gefangener oder Sklaven und ein Teil von den angeblichen Klemensreliquien [1]). Aber Konstantin ließ sich nicht ab-

1) Ein Teil davon blieb in Cherson, woher ihn dann Wladimir nach Kiew gebracht hat, denn mit dem Haupte des h. Klemens konnte hier der russische Metropolit geweiht werden. Ein Teil fand sich in Konstantinopel, wo ihn Kaiser Basilius verehrte; einen andern führte dann Konstantin mit sich nach Mähren und Rom. Für den Wert der (italischen oder) römischen Legende ist der ganze chazarische Passus äußerst belehrend; namentlich der Schluß folgt stellenweise wörtlich dem slavischen Text und doch übertreibt er ihn stark, läßt alles Einschränkende weg (z. B. daß überhaupt nur 200 Heiden sich bekehrt hätten, daß bei den andern dies nur ihrem freien Willen

schrecken und die dritte Mission sollte in Hülle und Fülle einbringen, was den beiden früheren versagt war.

Lag nun Konstantin die Verbreitung des Christentums und seiner Kirche, der griechischen, am Herzen, so hatte ihn der Augenschein gelehrt, daß bei Sarazenen und Chazaren nichts zu erreichen war, daß Afrika und Asien den Griechen verschlossen bleiben würden. Aber Europa war zum Teil noch zu vergeben und immer ausschließlicher lenkte sich seine Aufmerksamkeit auf — Slaven. Er traf mit ihnen in den Grenzburgen Kleinasiens zusammen; er wußte von ihnen auf dem ganzen Balkan, nicht nur in Bulgarien, sowie daß ihre Sprache überall dieselbe war; er hörte von großen Slavenvölkern nördlich der Donau und im ganzen Osten. Sie waren Heiden oder neubekehrte Christen, für diejenige Kirche noch zu gewinnen, die sich eben ihrer wärmer annahm. Nichts führte dazu sicherer, als in ihrer Sprache ihnen Christentum und Kirche zu bringen, woran es bisher stets gefehlt hatte. Vom Orient her war ja Konstantin vertraut mit den verschiedenen Landessprachen in der Kirche, die deren orthodoxen Charakter doch nicht entstellten. Verstockte Sarazenen und gleichgültige Chazaren wären damit nicht zu gewinnen, wohl aber konnte man dies bei Slaven versuchen. Nicht bei den nächsten, den thrazischen oder mazedonischen, wo die griechische Kirche jegliches Auftauchen slavischer Tendenzen unnachsichtlich unterdrückt hätte; auch nicht

---

anheimgestellt wurde); so erfindet die römische Legende einen vollen Erfolg, von dem die slavische nichts weiß, und läßt sogar auf Grund dieses Erfolges den mährischen Fürsten die Boten nach Byzanz schicken, was einfach Unsinn ist.

in dem augenblicklich noch unbekehrten Bulgarien, wo Griechen bereits vorgearbeitet hatten; für den Versuch empfahl sich ein Gebiet, wo man bereits Verständnis fürs Christentum hätte und den Wert christlicher Lehre und Schriften zu schätzen wüßte, was ganz heidnischen Slaven gleichgültig gewesen wäre. Die Wahl konnte nicht schwer fallen.

Aber noch etwas anderes lehrten die orientalischen Verhältnisse. Diese Landeskirchen mit ihren Landessprachen hatten regelmäßig auch ein eigenes Alphabet, mochte auch sein Zusammenhang mit dem griechischen, die Abhängigkeit davon, noch so sehr in die Augen springen; für eine slavische Kirchensprache empfahl sich daher auch ein eigenes slavisches Alphabet; desto näher lag dieser Gedanke bei der starken Eigenart der 36 slavischen Laute, denen mit den wenigen griechischen Zeichen nicht beizukommen war. Und so entstand im weiteren Verlauf die Notwendigkeit, ein neues besonderes Alphabet für diese neue besondere Kirchensprache zu ersinnen.

Die großen Schwierigkeiten, die sich der erstmaligen Uebersetzung des Neuen Testaments und bald darauf der liturgischen Texte sowie der Feststellung der Schrift entgegenstellten, sind von Konstantin glänzend überwunden, mag uns auch heute seine Sprache mitunter schwerfällig und trocken, seine Schrift stets verkünstelt anmuten. Der Schrift legte er die gleichzeitige griechische Minuskel zugrunde; nur stilisierte er sie sorgfältig, namentlich durch Verschnörkelungen, und kombinierte für slavische, dem Griechischen fremde Laute mehrere griechische Zeichen, z. B. ein doppeltes ss für slavisches sch u. dgl. Die Genauigkeit der Laut-

bezeichnung läßt uns noch heute staunen; im ganzen Mittelalter hat niemand wieder, auch nicht Hus, etwas Aehnliches zustande gebracht. Nur in einigen Fällen hat die Abhängigkeit von griechischer Art zur Wahl von Zeichen geführt, die begründet im Griechischen, fürs Slavische überflüssig waren. Durch die Stilisierung und Kombinierung gewann dann das neue Alphabet ein völlig verändertes Aussehen, es unterschied sich scheinbar stärker vom griechischen als manches orientalische[1]).

Wann vollbrachte dies Konstantin? Vereinzelte Angaben nennen das Jahr 855, denn auf 863 kommt man nur, wenn man statt von der gewöhnlichen byzantinischen, von der alexandrinischen Weltära ausgeht. Die Angabe nützt jedoch wenig, denn was versteht man unter Jahr der Erfindung einer Schrift: den ersten Einfall oder die endgültige Ausführung, zwischen denen ja Jahre liegen können?

Für die Schriftsprache ging Konstantin natürlich von dem Dialekt aus, den er allein, vielleicht seit früher Jugend, kannte; auf Verschiedenheiten anderer und in welchem Maße Rücksicht zu nehmen, blieb der Zukunft überlassen. Auch gelang es Konstantin, nicht nur den eigenen Bruder für seinen folgenschweren Plan zu interessieren; es folgten ihnen, nicht ohne Wissen des Patriarchen (Photius), einige andere mehr, unter ihnen Klemens, der nachmalige Bulgarenbischof in Mazedonien, gest. 916. Langsam näherten sich die mühseligen, ganze Jahre in Anspruch nehmenden Vor-

1) Die Slaven haben dieses, später glagolitisch genannte Alphabet bald aufgegeben und es durch ein anderes, unciales griechische, ersetzt, das, allerdings falsch, das cyrillische seit langem genannt wird.

arbeiten — es war ja alles von Grund aus neu zu schaffen, ihrem vorläufigen Abschluß; erleichtert wurden sie Konstantin durch seine grammatische Schulung, daß er (wie seine Legende bei einer andern Gelegenheit sagt), die acht Teile der (griechischen) Grammatik (an das slavische) anlegte und so ein besseres Verständnis für die Spracherscheinungen gewann.

IV.

Ihre mährische Mission.

Die slavische Konstantinlegende (die römische als sekundäre Quelle zählt nicht mit) berichtet für die Zeit nach der Rückkehr von den Chazaren (d. i. nach 861): Nach Einflößung Gottes beriet sich der mährische Fürst Rostislav mit seinen »iudices« (die sonst *svietnik*, Rat, hier *knędzi*, Fürsten genannt werden), und den Mährern insgesamt und schickte zu Kaiser Michael III.: Unser Volk hat das Heidentum abgeschworen, hält fest am Christentume, aber wir haben keinen Lehrer, der uns *in unserer Sprache* die wahre Lehre künden würde, was sehend auch andere (slavische) Völker uns nachahmen könnten; schicke uns somit einen solchen Bischof und Lehrer, denn von euch geht ja allerwärts gutes Gesetz aus.

Diese Botschaft ist klar und deutlich; das Verlangen nach Lehrern in der eigenen Sprache, die Aussicht, daß auch auf andere Slaven durch solche Lehrer eingewirkt würde, entspricht allen späteren Aeußerungen der beiden Brüder; es könnte höchstens befremden, daß gerade Mährer ein kompetentes Urteil sich darüber anmaßen, daß von Byzanz (ja nicht etwa von

ihrem eigenen Rom aus!) »überall hin und immer das gute Gesetz ausgehe«. Von dieser klaren und deutlichen »Botschaft« sticht durch ihre Verworrenheit und Unklarheit die der Methodlegende auffallend ab; nur läßt sich der Grund davon leicht herausfühlen. Zuerst nennt sie statt der iudices und Mährer neben Rostislav seinen Neffen (und baldigen Erzfeind), Sventopulk, um schon hier den künftigen Landesherren (der für die Konstantinlegende überflüssig war), einzuführen; dann wahrt sie angeblich besser die Briefform (gibt die salutatio: Wir sind von Gottes Gnaden wohlauf; ergänze: und wünschen euch dasselbe). Nun kommen aber die bedenklicksten Sachen: »Es sind zu uns gekommen mannigfache christliche Lehrer, Welsche, Griechen und Deutsche, die uns verschiedenfach lehren«. Das ist pure Erfindung, Griechen sind nie nach Mähren gekommen, nur Welsche und Deutsche, die aber nicht Verschiedenes, nur dasselbe lehrten; woher diese Angabe stammt und was sie bedeutet, darüber s. u.; Griechen mußten zu den Mährern gekommen sein, auf daß die Mährer desto leichter den Weg zu ihnen fänden. Weiter heißt es: »Wir Slaven sind einfaches Volk, es fehlen uns Lehrer der Wahrheit und Deuter des Sinnes, schicke uns nun solche, o Herr!« Von einem Bischof ist hier keine Rede (sie bekamen auch keinen), aber es fehlt der Hinweis auf die slavische Sprache, der allein die mährische Botschaft verständlich machte. Denn in dieser Fassung hat sie gar keinen Sinn; was verlangten nach ihr die Mährer? nur noch einen Lehrer mehr, der sie wieder anders (*razlicz*) gelehrt hätte? Wir begreifen ja leicht diese Fassung; die Methodlegende ist ja bis zu ihrem 7. Kapitel mit

steter Rücksicht auf die Konstantinlegende geschrieben, setzt diese voraus, kürzt sie, mitunter bis zur Unverständlichkeit. Aber aus dem Munde der Mährer heraus bliebe die Botschaft rätselhaft.

Das nun Folgende spielt sich genau nach dem wohlbekannten Schema ab: Beratung von Kaiser und Patriarch; niemand außer Konstantin wäre der Sache gewachsen; Einreden auf ihn; seine freudige Zustimmung; feierliche Aussendung mit Geschenken und Briefen. Nur kommt hier hinzu die Erfindung der slavischen Schrift, die natürlich durch Gottes Erleuchtung auf Konstantin plötzlich niederfährt, und der Brief des Kaisers an Rostislav mit Gratulationen wegen seines Entschlusses, der genau so authentisch ist wie die Reden des zwölfjährigen Michael III. bei Gelegenheit der arabischen Mission u. a. Denn es steht für unsere Legenden fest, daß Kaiser oder Papst für das Wirken Konstantin-Methods immer dieses wirklich getan, geschrieben, gesagt haben, was sich die Brüder nur gewünscht hätten, daß es Kaiser oder Papst tun oder äußern würden. In unsern Legenden ist stets der Wunsch der Vater des Gedankens.

Was ist nun von dieser »mährischen Botschaft« zu halten? Natürlich dasselbe, was von der arabischen und chazarischen. Sie beruhte auf der eigenen Initiative Konstantins ausschließlich (die Motive, die ihn dabei leiten konnten, sind oben hervorgehoben), die jedoch absichtlich von den Hagiographen verdeckt wird, damit das klare Bild des Asketen, der sich in seiner stillen Zelle nur »Gottes freute«, durch eigenwilliges, also leicht auch eigensüchtiges Heraustreten in die Welt nicht irgendwie getrübt würde. Dieses »Stilisieren«

der Wahrheit war diesmal desto notwendiger, als es sich um eine sehr bedenkliche Neuerung, die slavische Kirchensprache, handelte und jeder Verdacht, als wäre dies eine persönliche Unternehmung Konstantins gewesen, sorgfältig abgelenkt werden mußte. Wieweit Photius bei alledem beteiligt war, von dieser Frage müssen wir, bei dem absoluten Stillschweigen der Quellen, ganz absehen.

Diese meine Aufklärung des Hergangs ist nun, soviel ich weiß, von allen (wenigstens die öffentlich das Wort ergriffen), einstimmig abgelehnt worden. Im Grunde genommen ist ja der Streit überflüssig; Konstantin ist nach Mähren gekommen und das bleibt die Hauptsache; ob aus eigenem Antrieb (oder dem des Photius), oder erst auf Bitten der Mährer, ist nebensächlich. Wenn ich trotzdem bei meiner Aufklärung strikte verharre, geschieht es nur, um die Widersprüche und Ungereimtheiten der gegenteiligen Auffassung zu beseitigen. Was hätten etwa die Mährer mit ihrer angeblichen Botschaft erstreben können?

Die Antworten lauteten verschieden. Nach der Mehrzahl wollte Rostislav, der die politische Unabhängigkeit seines Fürstentums erstrebte, sie fördern durch die kirchliche; sie sollte nicht gekreuzt werden durch ständige Einmischung der deutschen Oberhirten; diese Selbständigkeit konnten ihm nicht die Deutschen, nicht das von diesen abhängige, diesen stets gefügige Rom, nur das entfernte, unbeteiligte Byzanz gewähren. Der mich aufs schärfste bekämpfende Novotný nennt diese Deutung, das Streben nach kirchlicher Unabhängigkeit oder gar den Anschluß an die griechische Kirche, »das albernste, was man sich denken kann«

(I, 1, 317). Und das bleibt es, trotzdem die namhaftesten Historiker es als etwas Selbstverständliches unentwegt vortragen. Rostislav war, wie dies Novotný hübsch ausführte, ein Realpolitiker (wie Sventopulk selbst), der keinen Phantastereien nachjagte, nur das stets Erreichbare im Auge behielt; das beweist vor allem sein behutsames Vorgehen bei den deutschen Händeln, wie er z. B. ohne weiteres seinen Bundesgenossen Karlmann fallen ließ, als dessen Chancen gegen den König und Vater schlecht standen. Unterstellt man ihm nun so weitgehende Pläne, läßt man ihn den zweiten Schritt vor dem ersten tun (die kirchliche Selbständigkeit anstreben, ehe er die politische hatte), so tut man nur dem Realpolitiker Unrecht; denn dieser wußte, daß ihm dieser Schritt keinerlei materielle Hilfe, dafür aber nur neue materielle Schwierigkeiten bringen mußte. Die kirchliche Unabhängigkeit fiel jedem (z. B. seinem Nachfolger Sventopulk) ohne weiteres zu, sowie er die politische hatte, als reife Frucht vom Baume: in seinem Fall dagegen hätten die Deutschen nur doppelten Grund gehabt, ihn zu unterdrücken, während er nichts gewonnen hätte. Und wollte er wirklich von Passau unabhängig werden, so hätte ihm dabei ein einziger Nikolaus I. mehr genützt, als alle Photiusse zusammen; er wäre nach Rom und nicht nach Byzanz gegangen. Der weitere Verlauf der Dinge zeigt denn auch aufs deutlichste, daß ihm Byzanz nie auch nur in den Sinn gekommen war.

Wenn nun Novotný oder Franko mit vollem Recht diesen Plan, der nur im XIX., nicht im IX. Jhdt. ausgeheckt werden konnte, verwerfen, darf man ihre eigene Deutung auch nicht anders behandeln. Sie nahmen

nämlich an, daß Rostislav sich nach Byzanz um sprachkundige Missionäre gewendet hätte; daß ihm politische Absichten noch fern wären; daß er nur das Christentum in seinem Lande redlich fördern wollte — ob er dabei für die Zukunft nicht an mehr gedacht hätte, bleibe dahingestellt; zunächst verlangte er nur das Zunächstliegende, des Slavischen kundige Lehrer für sein Volk. Dabei vergißt man nur eines. Reichten die Informationen Rostislavs bis nach Byzanz, so mußte er aus eben derselben Quelle wohl wissen, daß Byzanz, obwohl von Slaven durchsetzt, bisher für diese seine eigenen Slaven genau dasselbe geleistet hatte, wie Rom für die fremden Slaven, nämlich *gar nichts*, und daß es durchaus nicht gesonnen war, auch in Zukunft etwas mehr für sie zu tun. Und lange vor mir hat schon Gołubinskij 1885 diese Annahme als eine ganz chimärische mit vollem Recht verspottet. Der phantasievolle Franko malt sich sogar aus, daß Konstantin schließlich die Errichtung einer griechischen Akademie, wie in der Magnaura in Byzanz, ebenso in Veligrad in Mähren, vorschwebte: auf den unteren Jahrgängen hätte slavisch, in den oberen griechisch unterrichtet werden können. Wie schade nur, daß die ganze wissenschaftliche Ausrüstung dieser »Mission« hauptsächlich aus einem einzigen slavischen Lektionar bestand!

Eine dritte Erklärung der angeblichen mährischen Botschaft sei nur darum berücksichtigt, weil sie noch 1912 von Hauck ausging. Nach ihm hätte Rostislav die deutschen Missionäre aus Mähren verjagt; Ersatz mußte geschaffen werden aus Byzanz; aber diese rein kirchliche Angelegenheit verquickte sich sofort auch

mit einer rein politischen: da ein Bündnis von Franken und Bulgaren gegen die Mähren drohte, wandten sich diese an Byzanz. Leider ist dies alles nur Märchen. Rostislav hat deutsche Missionäre weder je vertrieben noch ihnen »auch fernerhin den Zugang verwehrt« (II, 719), aus dem einfachen Grunde, weil die Slavenapostel in Mähren sofort und ständig mit den deutschen Missionären, die nie das Land verließen, handgemein wurden; folglich war auch kein »Ersatz« nötig, am allerwenigsten aus Byzanz. Das politische Bündnis ist ebenso Märchen: einmal konnte sich Michael III. selbst nicht helfen, geschweige denn einem Dritten (seit einem Jahrhundert befand sich ja das Kaiserreich auf dem Tiefpunkt von Macht und Ansehen); andererseits gab es 863 Interessengegensätze zwischen Franken und Bulgaren (die schon längst zu feindlichen Zusammenstößen geführt hatten), aber noch keine zwischen Mährern und Bulgaren (erst unter Sventopulk gab es solche), und Mährer hatten von dieser Seite noch nichts zu fürchten; wenn Rostislav politische Bündnisse suchte, dachte er an Karlmann, nicht an Michael (ebensogut, oder mit größerer Aussicht auf Erfolg hätte er sich ja an den Khalifen in Bagdad wenden können!). Der Erfolg entsprach auch dieser »politischen« Mission, denn aus Konstantinopel kamen ein paar Geistliche mit einem Buch, die nicht einmal imstande waren, einen Mährer zum Priester oder eine Kirche einzuweihen — das wäre der ganze Ertrag des »griechisch-mährischen Bündnisses«.

Der Leser sieht bereits, was vorgeht: es werden einfach Unmöglichkeiten auf Unmöglichkeiten gehäuft, um etwas Unmögliches zu erklären. Lag Rostislav irgend

etwas an einer wirklichen Förderung der rudis adhuc christianitas Maraensium (Synode von 852), so brauchte er nur junge Mährer ins Ausland zu schicken, damit sie Latein und Theologie lernen und daheim beides lehren. Aber Rostislav lag am Christentum gar wenig. Die ganze Moimiridenfamilie war ja christlich, auch Moimir selbst, Rostislavs Oheim[1]); es gab sogar einen Priester unter ihnen (Slavomir), aber das war auch alles. Keiner der so zahlreichen westslavischen Fürsten des IX. Jhdt.s hat sich für das Christentum erwärmen können, denn dies wurde ihnen nur in der widerwärtigsten, unerträglichsten Form geboten. Einmal nämlich bedeutete die Annahme des Christentums sofortigen, selbstverständlichen Verlust jeder politisch-nationalen Selbständigkeit; andererseits trafen die Westslaven ihre künftigen Oberhirten und Vertreter der Religion

1) Das wird bestritten; bewiesen ist es dadurch, daß Sventopulk seinen Erstgeborenen Moimir nannte, denn es war bei Neophyten nicht üblich, nach heidnischen Vorfahren, die ja eo ipso zu ewiger Höllenpein verurteilt waren, für die man ja nicht einmal zu Gott beten durfte! (vgl. die Antwort von Papst Nikolaus I. auf die 88. Frage der Bulgaren), ihre eigenen Nachkommen zu benennen. Darum trugen ursprünglich die christlichen Piasten in Polen wie die christlichen Premysliden in Böhmen keinen Namen der heidnischen Piasten oder Premysliden (die Namen der heidnischen Siemovit, Lestko, Siemomysl, Premysl, tauchen wirklich erst nach Jahrhunderten wieder auf) und wer an die Echtheit der Fürstentafel von Premysl bis Borivoj bei Cosmas glaubt, könnte sie daraus schon erweisen, daß kein einziger dieser Heidennamen sich bei den christlichen Premysliden wiederholte! Was Hauck sonst gegen Moimirs Christentum vorbringt, die angebliche Zerstörung der Kirche in Nitra (die geweiht wurde, als der Landesfürst Pribina noch Heide war!), sind einfach Fabeln; Fabel ist auch, daß König Ludwig Moimir abgesetzt hätte: die Quellen deuten dies mit keinem Worte an, das ist erst moderne Erfindung.

der Nächstenliebe stets an der Spitze der Mordbrenner, die ihr Land verheerten, erschlugen auch welche (z. B. den Bischof Arno von Würzburg, von dem dann die Legende hinzulog, nur um den Skandal zu beschönigen, daß er am Altar erschlagen wäre, während er faktisch im Schlachtgetümmel fiel), und mit vollem Recht haben die Griechen gegenüber den Römern diese mordbrennerische Betätigung der römischen Bischöfe als schweres Verbrechen formuliert. Ich wiederhole, daß unter solchen Umständen nicht Wunder nehmen darf, wenn kein slavischer Fürst im IX. Jhdt. sich für das Christentum erwärmen konnte; von Moimir, Rostislav, Sventopulk findet sich nirgends auch nur die geringste Spur davon[1]). Es konnte darum auch Rostislav gar nicht einfallen, um des Christentums willen sich bis nach Byzanz zu bemühen. Aber ebensowenig hat die angebliche Mährermission das Uebersetzungswerk Konstantins hervorgerufen, wie es seine Legende angibt. Denn dieses Uebersetzungswerk hat absolut nichts mit Mähren zu tun, nimmt nicht die geringste Rücksicht auf die Eigenart des Mährischen und ist vor 863 entstanden; als Konstantin die Schrift »erfand« und das Lectionar zu übersetzen begann, legte er seinen slavischen Dialekt zugrunde und ließ sich durch keinerlei Erwägungen oder Berücksichtigungen anderer slavischer

1) Es gibt eine Ausnahme; der aus der Slovakei vertriebene Pribina und sein Sohn Chozil in Pannonien sind eifrige Christen gewesen, aber das waren keine slavische Fürsten, sondern deutsche Vasallen, die aus Mangel an jeglicher politischer Betätigung sich ohne weiteres mit dem Christentum befassen durften. Sventopulks Name ist vielleicht im Evangelium von Cividale eingetragen, *szuentiepulc szuentezizna* (Frau?) *predezlaus* (könnte der Mährer sein, der in Aquileja beim Besuch des Münsters die Fürstennamen eintragen ließ).

Dialekte davon abbringen, um durch keinerlei Wirrwarr sein Werk zu beeinträchtigen, das er für alle Slaven, namentlich auch für Bulgaren (s. u.) bestimmte. Mähren, wohin er aus eigenem Antrieb aufbrach, war nur das von ihm selbst gewählte Versuchsfeld für die Einführung und Einbürgerung seines Unternehmens, und hat dieser Erwartung entsprochen. Warum die Legende Konstantins Initiative sorgfältig verbergen mußte, werden wir gleich erkennen. Die angebliche mährische Mission läßt sich auf vernünftige Weise überhaupt nicht erklären noch irgendwie rechtfertigen (die krampfhaften Versuche ihrer Rettung beweisen dies ohne weiteres), und weil ich vernünftigen Menschen ohne Grund unvernünftiges Handeln nicht zutrauen mag, verweise ich diese Botschaft Rostislavs aus der Wirklichkeit in die Stilisierung der Legende, und der ganze weitere Verlauf der Dinge läßt sich nur mit dieser Auffassung gut vereinigen.

Die beiden Griechenbrüder, mit einigen andern, die sie für ihren Plan gewonnen hatten, mit empfehlenden Schreiben (vom Kaiser allein? auch von Photius?), traten die weite und beschwerliche Reise an, auf ihr gutes Werk und was für sie im entscheidenden Moment ungleich wichtiger werden sollte, auf die angeblichen Reliquien des h. Klemens vertrauend; kein Bischof unter ihnen (was Rostislav verlangt hätte), nur Priester (Konstantin) und Diakone (Method u. a.). Sie erschienen zum größten Staunen der Mährer, die sie ruhig gewähren ließen; sie gaben sich ja als Lehrer der Jugend, lasen bald auch Messe und ihre Breviere slavisch, was ihnen natürlich bei einzelnen Beifall und Bewunderung gewinnen mußte; aber der Ertrag einer über dreijähri-

gen Tätigkeit in Mähren war ein recht kümmerlicher. Und auch dabei ging es nicht ohne scharfe Zusammenstöße mit den wenigen, im Lande vorhandenen Geistlichen ab, denn mit vollem Recht stießen sich diese an der unerhörten, daher von vornherein verdächtigen Neuerung, an der Liturgie in der Landes-, d. i. in der Bauernsprache, während die ganze europäische Christenheit nur griechisch oder lateinisch liturgierte. In ihrer Rechtfertigung und Verteidigung verwirrten die Brüder schon hier in Mähren, und dasselbe taten sie überall und tun noch heute ihre Parteigänger, zwei grundverschiedene Sachen absichtlich. Die Deutschen und Rom billigten selbstverständlich die Landessprache bei Unterweisung des Volkes, denn ohne Landessprache blieb jede Unterweisung illusorisch oder war einfach unmöglich, daher hatte auch Erzbischof Adalram von Salzburg slavisch gelernt; aber ebenso selbstverständlich widersetzten sie sich einer Einführung der Landessprachen in die Liturgie, in den »innern Dienst« der universalen Kirche; die Argumente Konstantins wichen dieser Auseinanderhaltung sorgfältigst aus, bezogen sich im Grunde nur auf das erste, beanspruchten aber das zweite. Schon hierbei trat der diametrale Gegensatz zwischen den Griechen und der lateinischen Geistlichkeit zutage; ihn nährte noch anderes, daß z. B. die Griechen im Symbol den Zusatz der Franken filioque nicht duldeten.

Daß Konstantin bereits in Mähren slavisch liturgierte, gibt ja die Legende ausdrücklich an; daß er sich dazu von niemand Erlaubnis einholte, ist selbstverständlich [1]). Mochte sich nun der Passauer Bischof

1) Die Legende verdeckte eben diesen ganz eigenmächtigen Schritt

um diese entlegene, sprachfremde Mission gar nicht kümmern, mochten deren kirchliche Verhältnisse infolgedessen noch so zerfahren sein, das Auftreten der Griechen mußte schon jetzt Aergernis erregen; die wenigen deutschen Priester bestritten deren Rechtmäßigkeit und dies vermag auch die Legende nicht zu verschweigen, aber um diese Geistlichkeit ins Unrecht zu setzen, übergeht sie den eigentlichen Streitpunkt, die slavische Liturgie, und schiebt ihr dafür allerlei in die Schuhe; wirft ihr vor, daß sie unter der Erde großköpfige Antipoden leben ließ; wirft ihr dualistisches (manichäisch-paulikianisches) vor, daß der Teufel alles Ungeziefer erschaffen hätte, und wer nun eine Schlange töte, neun Sünden los würde; wirft ihr ihre Pönitentialbestimmungen vor, daß z. B. der Mörder zur kirchlichen Buße für seine Tat drei Monate lang nur von Holz, nicht aus Glas trinke [1]). Es ist dies der anrüchigste Passus in der ganzen Legende, diese hämischen Anwürfe gegen die fränkische Geistlichkeit. Berechtigter waren schon andere Klagen Konstantins, daß diese Geistlichen sich von Gastmählern der Mährer (also Opfern, mit alten heidnischen Bräuchen) nicht fernhielten, und daß sie deren Ehen leicht schlossen und trennten [2]). Hierbei

Konstantins durch die Erfindung der mährischen Botschaft, die ja angeblich gerade die slavische *Sprache* verlangt hätte. Diese Erfindung war unumgänglich notwendig und gelang so vorzüglich, daß noch heute alle naiven Leute felsenfest daran glauben.

1) Der Spott war nicht ungerechtfertigt, finden wir doch in den gleichzeitigen Pönitentialbestimmungen, z. B. der Wormser Synode von 868, daß Mörder und Brudermörder nur zu Fuß gehen, nicht im Wagen fahren dürfen, keine Waffen tragen, keinen Wein noch Meth trinken u. dgl. m.; den Griechen war eine derartige Abstufung und Komplizierung der Kirchenbuße fremd.

2) Daß solche Klagen im IX. Jhdt. in Mähren berechtigt sein

konnte allerdings die Legende den unwissenden, in völlig andern Anschauungen aufgewachsenen Slaven gegenüber die christliche Unauflöslichkeit der Ehe betonen, daher die Zitate aus der Schrift und der Nachdruck der Behauptungen.

Jetzt sahen die Brüder ein, daß auf dem eingeschlagenen Wege nichts zu erreichen war; sie hatten wohl einige Schüler ausgebildet, doch wer würde sie in Mähren oder Passau weihen und eine Weihe aus ihren Händen, falls sie sich überhaupt dessen getraut hätten, hätte in den Augen der lateinischen Geistlichkeit nicht die geringste Gültigkeit gehabt; diese Geistlichkeit verdächtigte die Griechen geradezu der Ketzerei, drohte vielleicht mit Rom, und da war mit Nikolaus, dem gewaltigsten Papste, den Rom während eines halben Jahrtausends kannte, durchaus nicht zu scherzen; Rostislav selbst, der an Byzanz ebensowenig 867 wie 863 dachte, durfte derlei auf die Dauer nicht dulden, und es blieb den Brüdern nichts übrig, als nach Rom zu gehen, um von dort allein (von anderswoher war nichts zu erreichen), mit einer Rechtfertigung oder Billigung ihres Tuns sich vor Rostislav und der fränkischen Geistlichkeit auszuweisen. Die Legende meldet

konnten, lehren uns die Verhältnisse in Böhmen und Polen noch im X. Jhdt.; Fürst Wenzeslaus von Böhmen mied die Gastmähler seines eigenen Volkes (dum plurimi ad immolandum demoniis nefanda praepararent sacrificia cibisque ex ipsis potibusque simul inquinarentur, ipse in cunctis se subtraxit occasione facta qualibet Leg. Christ. cap. 6). Ein Blick in die Genealogie der ersten Piasten genügt, um die laxe Ehemoral der Zeit und der lateinischen Geistlichkeit zu erweisen; ja das fränkische Eherecht selbst stimmte noch durchaus nicht völlig mit dem kanonischen, auf dessen strengste Beachtung gerade die Brüder drangen.

darüber lakonisch: nachdem Konstantin vierzig Monate in Mähren verweilt hatte, ging er, seine Schüler zu weihen. Wohin? nach Passau? Salzburg? zum Patriarchen von Altaquileja nach Friaul? nach Rom? Konstantinopel? Die Legende schweigt sich diplomatisch aus, aber nach dem folgenden Verlauf wäre man ohne weiteres versucht zu antworten: nach Rom, denn nur dort kam es wirklich zur Weihe ihrer Schüler, 868. Die Methodlegende, die sich hier noch immer ganz im Hintergrunde hält, alles nur aufs kürzeste zusammenfaßt, auf den ausführlichen Bericht der Konstantinlegende hindeutet, drückt sich noch rätselhafter aus: nach Verlauf von drei Jahren (so kürzer statt der vierzig Monate) kehrten sie aus Mähren zurück (nachdem sie Schüler herangebildet hatten). Kehrten sie zurück — wohin? natürlich: von wo sie gekommen waren, d. h. nach Konstantinopel. Und in der Tat haben Lapôtre, Franko, Novotný so den Bericht der Legenden gedeutet; am weitesten natürlich ging Franko; nach ihm verweilen die Brüder in Konstantinopel ein Jahr; Papst Nikolaus erkennt in ihnen mögliche Bundesgenossen im Kampfe gegen Photius und um Bulgarien und entbietet sie darum nach Rom; sie kommen mit den Klemensreliquien aus Konstantinopel nach Rom, mit der ersten Gesandtschaft des Kaisers Basilius im Mai oder Juni 868; das ist einfach falsch, weil die Brüder, wie wir bestimmt wissen, schon zu Anfang März 868 in Rom waren. Lapôtre und Novotný (Český Časopis historický XVII, 1911, S. 271—275) sind vorsichtiger; lassen die Brüder nur bis Venedig reisen (mit der Absicht, sich von dort nach Konstantinopel einzuschiffen); der Brief von Nikolaus I., der sie nach Rom entbot und

sie dort in Venedig traf, änderte ihre Reiseroute. Wäre diese Annahme richtig, dann wäre den »Römlingen«, die in Konstantin und Method respektvolle Anhänger der Päpste sehen, das Konzept verdorben, denn es hätten danach die Brüder ihre Schüler von dem exkommunizierten, den Papst eben aufs allerschärfste befehdenden Photius weihen lassen. Aber ich will mich darauf gar nicht steifen[1]), ich gebe gerne die, wie wir

1) Ich schlug sogar vor, in der Methodlegende das ominöse *vozvratiste sę* »kehrten zurück« durch einfaches *vozbraste sę* »machten sich auf den Weg« zu ersetzen (vgl. altpoln. *wezbrali się* perrexerunt Sophienbibel, *więc się na morze wezbral* »brach er auf zum Meere«, *tu się wezbral jeko mogę* »da brach er auf wie er nur konnte« Alexiuslegende von circa 1450 u. a.); den gewöhnlichen Ausdruck *pǫti sę jęti* »aufbrechen« mied der Autor, weil er ihn eben erst, ein paar Zeilen vorher, gebraucht hatte. Aber ich verzichte gern auf diesen Ausweg; der Legendentext ist so lückenlos und trefflich überliefert, daß an einer einzigen Stelle nur ein *po* wegzulassen ist; es soll heißen (von der Chasarenmission): *posła cesar filosofa brata jego v Kozary da pojęt ji s soboją na pomošt* »es schickte der Kaiser seinen Bruder den Philosophen (Konstantin) zu den Chasaren und dieser nahm ihn (Method) mit sich zur Hilfe«; Miklosich liest mit der Hdst. *posla po brata etc.* »der Kaiser schickte um den Bruder, den Philosophen, damit er zu den Chafaren ihn mitnähme«, mit einer im Slavischen ganz unwahrscheinlichen Wortfolge; *da* ist 'und', nicht 'damit'. Am schlechtesten überliefert ist der merkwürdige, wirklich noch volle Kircheneinheit voraussetzende Passus über die 6 ökumenischen Konzile in cap. 1. Hier wird immer Papst und Patriarch (oder Kaiser) an die Spitze gestellt. Beim Konzil von Ephesus muß es aber heißen: Coelestin und Cyrill mit 200 Vätern und dem andern Kaiser *Theodosius* (d. i. dem Jüngern, *Theodosiem* ist nach *cěsarjem* in der einzigen Abschrift, auf der alle unsere Texte beruhen, ausgefallen). Beim 5. Konzil muß es heißen: Vigilius mit *Justinian*, nicht *Justin!*; ausgefallen ist auch die Nennung der gebannten Monophysiten. Am 6. Konzil nehmen nach andern (Photius z. B.) 170, nicht 270 Väter teil; es ist falsch übersetzt *multas turbas oppresserunt expulsasque damnaverunt* statt *multos*

gleich sehen werden, wohl beabsichtigte Unbestimmtheit des Ausdruckes zu, aber dem ganzen Zusammenhange nach verharre ich bei der Auffassung, daß es sich nur um eine Reise nach Rom handeln konnte, das allein in den Augen Rostislavs und seiner fränkischen Geistlichkeit eine autoritative Entscheidung fällen konnte.

Die Brüder hielten sich unterwegs zuerst längere Zeit in Pannonien, bei dem deutschen Reichsangehörigen, dem Fürsten Kocel, in seinem Moosburg (Szalavar) am Plattensee auf. Hier erst fanden sie eine warme Aufnahme, fanden Verständnis für ihre Propaganda, wie nie zuvor. Kocel, als deutscher Hintersasse aller politischen Sorgen los, fing Feuer und Flamme für die slavische Liturgie und die Brüder erreichten hier vielleicht in ebensoviel Monaten, wofür sie in Mähren ebensoviel Jahre gebraucht hatten. Aber hier stießen sie auf denselben Widerstand wie in Mähren, nur war hier durch das Verdienst und die langjährige Arbeit der Salzburger Erzbischöfe die deutschlateinische Geistlichkeit besser organisiert als in Mähren, das Christentum vollständig durchgedrungen, eine slavischchristliche Terminologie aus deutschen und lateinischen Elementen längst eingebürgert; hier konnte man daher auch die slavische Liturgie (ihre Sprache als südslavische stand der slovenischen, ebenfalls südslavischen, zudem etwas näher, als der mährischen) voller würdigen.

turbas cientes expulerunt et damnaverunt; i et fehlt ja in der Hdt. Der Vergleich der 318 Väter beim 1. Nicaenum mit den 318 Knechten Abrahams ist gerade bei lateinischen Kirchenvätern ständig gewesen. Ich mache noch aufmerksam auf die Uebersetzung im 1. Kap. von ὑπόστασις durch *lice* (wird sonst nicht übersetzt oder schwankt, vgl. Jagić S. 310) und des σύμβωλον durch *věruja v jedin Bog* (πιστεύω, nicht πιστεύομεν!).

Natürlich war hier auch der Widerspruch schärfer, aber die prinzipielle Auseinandersetzung mit den Widersachern der slavischen Liturgie verlegte die Legende, vielleicht absichtlich (um auf die slavische Propaganda in Mähren und Pannonien keinen Schatten fallen zu lassen), erst nach Venedig, wohin die Brüder aus Pannonien auf ihrem Landweg nach Rom leicht kommen konnten. Angeblich kam es nun hier zu einem regelrechten Disput über die slavische Liturgie, d. h. zu einem langen Monolog Konstantins auf das Thema der »dreisprachlichen« Ketzerei, die nur hebräisch, griechisch, lateinisch als Sprache der Kirche, von der Pilatusinschrift her, anerkennen wollte. Konstantin war kein Theologe und seine Argumentation keine theologische, hier ebensowenig wie anderswo; uns interessiert in seinem Monolog nur die Aufzählung der orientalischen Kirchen mit ihren Landesliturgien, die beweist, wie vertraut Konstantin mit der Sache war, und woher ihm die Anregung dazu gekommen ist, wie wenig es dazu erst einer mährischen Aufforderung bedurft hatte!

Alle tiefsinnig sein sollenden Spekulationen über den Grund des Aufenthaltes und Disputes der Brüder in Venedig lassen wir unberücksichtigt. Wir erwähnen nur, der Kuriosität halber, die Ansicht, daß sie hier beim Patriarchen ihre mährischen Schüler zu Priestern weihen wollten; der Patriarch von Aquileja Vetus, der ja eine Zeitlang wirklich (gegen Salzburg) Ansprüche auf die Donauländer erhob (819 wurde die Drau als Grenze beider Sprengel bestimmt), residierte aber in Friaul, nicht in Venedig. Für dieses war zuständig nur der Patriarch von Grado oder Aquileja Nova, der

sich gerade damals, nach dem Verluste von Istrien, um Slaven und slavische Liturgie zu kümmern nicht den geringsten Grund hatte. Venedig, die unlängst noch, in politischer wie kultureller Beziehung halbgriechische Stadt (die Patriarchen von Aquileja Vetus waren Photianer sogar), mag die beiden Griechen stärker angezogen haben, aber daß die Wahl gerade der Lagunenstadt für einen slavischen Disput imaginär war, beweist die Methodlegende, die ungleich zweckmäßiger denselben Disput nach Rom verlegt und den Papst selbst die »Dreisprachler« und »Pilatianer« (hier eignet sich also Hadrian II. die Terminologie Konstantins an!), »verfluchen« läßt, was sich natürlich beide Brüder sehnlichst erwünschten, was aber nie ein Papst im IX. Jhdt. wirklich getan hätte. Man kann nun leicht einsehen, warum die Konstantinlegende in Rom selbst keines Disputes über die slavische Liturgie mehr gedenken mochte, denn wie hätte solches gepaßt zu dem feierlichen Lesen slavischer Messen in der Kirche des h. Peter, seiner Tochter Petronilla, des Griechenpatron Andreas, des Apostels Paulus endlich? (nb. wenn nicht auch hier wieder der bloße Wunsch das Faktum vertritt). Die Methodlegende dagegen, die von slavischen Messen in Rom nichts weiß, brauchte sich diese Rücksicht nicht mehr aufzulegen; nach ihr hat ja der Papst gerade einen der Pilatianer die mährischen Jünger weihen lassen; die Konstantinlegende nennt die Namen sogar der beiden weihenden Bischöfe, Formosus und Gauderich, doch hütet sie sich wohl ihres Pilatianismus zu gedenken. Es werden somit diese Dispute weder in Venedig noch in Rom stattgefunden haben, wohl aber in Velegrad und Mosaburg, nur paßte

dies den Legenden nicht, denn der energische Widerstand, auf den slavische Liturgie in Mähren und Pannonien selbst stoßen mußte, sollte verschwiegen oder auf ein Minimum reduziert werden, was im folgenden die Methodlegende aufs peinlichste beobachtet.

Auf diesen, für Venedig gerade recht zwecklosen Disput läßt die Legende eine Einladung des Papstes folgen: »Es erfuhr nun von Konstantin der Papst und schickte um ihn und als er nach Rom gekommen war« usw. Die Methodlegende fühlt sich trotz ihrer Knappheit verpflichtet, etwas mehr zu sagen: als Papst Nikolaus (die Nennung des Namens fällt auf; sie bereitet sogar eine gewisse Schwierigkeit, da erst seinen Nachfolger, Hadrian, die Brüder in Rom antrafen), von solchen Männern erfuhr, schickte er um sie, sie wie Engel Gottes sehen wollend« (von der großen Freude des Papstes Nikolaus über das in Mähren Geschehene erzählt auch die römische Legende). Es ist, als ob der Brief des Papstes sie in Venedig erreicht hätte, aber woher wußte dies der Papst, wer erhielt ihn auf dem Laufenden, wo sich die Brüder gerade befänden? Oder hätte der energische Nikolaus die Brüder einfach vorgeladen, daß sie sich wegen ihres unbefugten Auftretens rechtfertigen und das verkehrten nun die Legenden, die nichts Verdächtiges aufkommen lassen, in einen Wunsch des Papstes, die Männer Gottes zu sehen?

Wir stutzen wieder. Gab es eine »Einladung« des Papstes, warum teilt sie der Hagiograph nicht mit? Raum stand ihm zur Verfügung, eben hat er ja ganz unnützer Weise ein Kapitel aus Paulus für seinen Text abgeschrieben. Lautete die »Einladung« nicht sehr

ehrenvoll, so war der Verfasser des Briefes von Michael III. an Rostislav ganz der Mann, auch aus einem tadelnden Briefe des Papstes eine Verherrlichung seines Helden zustande zu bringen. Wir fürchten, daß es eine solche Einladung des Papstes gar nicht gegeben hat, daß sie erfunden ist, wie alle die anderen Einladungen. Konstantin mußte nach Rom; das verlangte Rostislav und die Deutschen, denn niemand außer Rom hatte in diesen Streitigkeiten das Recht zu urteilen: aber die Legende machte ihrem Prinzip getreu daraus eine Einladung des Papstes, nach Rom zu kommen. Und jetzt verstehen wir auch ihr diplomatisches Schweigen über das Reiseziel Konstantins; hätte sie nämlich gleich wahrheitsgemäß berichtet, Konstantin brach nach Rom zur Weihe seiner Schüler auf, so wäre eine besondere päpstliche Einladung ganz überflüssig geworden. Es gehört somit die päpstliche Einladung nur zu den üblichen Stilisierungen der Legende. Auch ohne solche konnte bei der Reise der Brüder durch Italien die Nachricht, daß sie die Reliquien des Papstes Klemens mit sich führten, ihnen nach Rom vorauseilen und die feierlichste Einholung sichern.

Wie dem auch sei, die Brüder waren außerordentlich vom Glück begünstigt, denn einmal war der energische und konsequente Nikolaus I. gestorben und sein Nachfolger, Hadrian II., war alles andere, nur kein Nikolaus, mochte er auch dessen Ton und Geste getreulichst kopieren; andererseits wirkten die falschen Klemensreliquien das echteste Wunder. Sie bereiteten nämlich den Brüdern den besten Empfang. Der Papst segnete deren Uebersetzungswerk (s. o.); er ließ Method

wie auch drei andere von den slavischen Schülern, die sie geleiteten, zu Priestern weihen und zwei Schüler zu Anagnosten (Lektoren). Es verzog sich nun der Aufenthalt in Rom; schwere Krankheit warf Konstantin (in dem Griechenkloster S. Gregor, in dem er weilte?) aufs Lager; er fühlte bald sein nahendes, frühes Ende; um Weihnachten 868 wurde er Mönch und nahm dabei den Namen Kyrill an (weil der ebenso mit einem K— anlautete); er starb schon am 14. Februar 869, nur 42 Jahre alt. Seine Legende schildert sein Scheiden in den für einen Heiligen typischen Formen, läßt seinen Sarg sich trotz aller Mühen nicht öffnen u. dgl. m.; aus seinen Reden fällt besonders auf die Bitte an Gott, die dreisprachliche Häresie auszurotten, sowie das für den Griechen äußerst charakteristische Geständnis, daß er sich nun nicht mehr als Diener des (griechischen) Kaisers oder sonst jemandes fühle. Der tiefe Eindruck, den das Wesen des heiligen Mannes auf die Römer übte, spiegelt sich eben wider in den außerordentlichen Ehrenbezeugungen, die man dem Toten erwies; er wurde begraben auf Dringen der Römer, gegen den ursprünglichen Wunsch seines Bruders, in Rom selbst, in der Basilika des h. Klemens, mit dem Gepränge eines päpstlichen Leichenbegräbnisses. Die römische Legende behauptet, es wären damals beide Brüder zu Bischöfen geweiht; sie wußte nämlich, daß Method in Rom bald darauf wirklich zum Bischof geweiht ward und nahm ohne weiteres an, daß dieselbe Standeserhöhung seinem ungleich verdienteren Bruder zugekommen wäre; aber auch der trefflich unterrichtete Bibliothekar Anastasius kennt keinen Bischof, nur den Philosophen Konstantin, den

vir magnus, apostolicae vitae praeceptor, vir magnae sanctitatis, tantus ac talis re vera philosophus[1]).

Auf das Begräbnis in einem Marmorsarg in der alten Klemensbasilika »zur Rechten des Altars« läßt die Legende noch die Notiz folgen (ganz gekürzt in der römischen): »als die Römer die Wunder, die hier geschahen, merkten, befleißigten sie sich größerer Heilig- und Ehrenhaltung, malten sein Bild über seinem Grabe und brannten Lichter Tag und Nacht«. Dieses Freskogemälde ist bekanntlich bei der Ausgrabung der alten, (zu Ende des XI. Jhdt.) um- und überbauten Basilika gefunden; Wilpert hat es von neuem reproduziert und seine ganz verstümmelte Inschrift sehr geschickt ergänzt. Das Gemälde ist keine Votivtafel des X. oder XI. Jhdt., wie man allgemein annahm, auch nicht dem Andenken zweier Toten gewidmet, wie Rossi meinte, sondern ist das von der Legende genannte: es stellt das Einzelgericht Christi über den toten Konstantin dar. Vor dem sitzenden, das Urteil verkündenden Christus, steht rechts Konstantin, ein Buch in der linken Hand, in Meßgewändern, ein langes, schmales, abgehärmtes Antlitz, mit Tonsur und Bart eines Mön-

1) Diese Angabe der römischen Legende, auf die noch Snopek baut, ist genau ebensoviel wert, wie ihre andere Angabe, daß die beiden Brüder mit sich nach Rom ihre Schüler führten, quos dignos esse ad episcopatus (!!) honorem recipiendum censebant. Bei der Wertlosigkeit dieser Quelle erübrigt es sich einzugehen auf alle die Versuche moderner Forscher, ihre Angabe zu retten, wie z. B. Voronov in der Angabe der Methodlegende (Method wurde zum Priester geweiht), nur ein Mißverständnis der angeblichen slavischen Uebersetzung aus dem angeblichen griechischen Original, dessen ἱερωσύνη mit Priester-, statt Bischofswürde — !! — übersetzt wäre, erkennen wollte u. dgl. m.

ches, das Gesicht eines Asketen und Denkers; der Gnade Christi empfiehlt ihn der rechts von ihm stehende Papst Klemens, dessen Reliquien er ja nach Rom überbrachte; hinter Konstantin selbst steht der Erzengel Gabriel mit einer empfehlenden Gebärde. Auf der linken Seite stehen Erzengel Michael und der Schutzpatron der Griechen, der h. Andreas, vor ihnen in bittender Haltung der Priester Method mit dem Meßkelch in der Hand, bartlos und mit der Tonsur (früher wurde er für den »Philosophen mit dem Tintenfaß« gehalten!), für seinen Bruder opfernd. Dabei ergibt sich eine Schwierigkeit: das Bild soll über dem Grabe »an der rechten Altarseite« gemalt sein (nach der Konstantinlegende); das unsrige befindet sich dagegen in der Vorhalle, im narthex der alten Basilika; liegt hier ein Irrtum des Hagiographen oder etwas anderes vor? Dagegen haben die übrigen Bilder der alten Klemensbasilika, die man ebenfalls auf Konstantin bezog (Entsendung durch Kaiser Michael III. zu den Slaven!! u. a.) nichts mit Konstantin zu tun, stellen Szenen des Alten Testaments dar[1]); die sog. Ueberführung seiner Leiche, faktisch eine Ueberführung des h. Klemens, an der er mit seinem Bruder als Bischöfe teilnehmen, stammt aus späterer Zeit.

Konstantins Sarg ist verschwunden (was Rossi als Konstantins Grab bezeichnete, ist es nicht); er ist offenbar beim Umbau der Basilika mit den anderen beweglichen Stücken aus der alten Kirche weggeschafft

1) So dankenswert die scharfsinnigen Erörterungen Wilperts sind, ebenso unhaltbar sind seine Bemerkungen über den betreffenden Passus der römischen Legende, den er erst dem XII. Jhdt. (bei der Einweihung der neuen Basilika, 1128) zuweist.

und das Gemälde bleibt die einzige materielle Reliquie des IX. Jhdt.; daß es keine Portraitstudie ist, sondern der Phantasie des ziemlich rohen Künstlers entstammt, ist selbstverständlich. Noch mehr gilt dies natürlich von dem späteren Gemälde (aus dem XI. Jhdt.), wo die beiden Brüder als Bischöfe, Konstantin allein mit dem Heiligenschein dargestellt sind; dieses Gemälde ist noch dazu durch Renovierung stellenweise stark entstellt. Aus der Vereinigung beider Brüder auf diesen beiden Gemälden erklärt sich die spätere, z. B. bei Baronius verzeichnete Ueberlieferung, daß beide Brüder in Rom bestattet waren (quorum reliquias nuper sub altari . . . repertas esse accepi, bei Wilpert-Snopek 37). Aber Method ist in Velegrad beigesetzt, s. u.

Die Fortführung seines Werkes hatte Konstantin vertrauensvoll in die stärkeren Hände seines älteren Bruders gelegt, dessen Legende nunmehr unser einziger, verläßlicher Führer verbleibt.

V.

Die pannonische Episode.

Ueber alle Erwartung verlängerte sich der Aufenthalt von Method in Rom; offenbar wurde, wohl noch bei Lebzeiten Konstantins, die Frage erörtert, für die bereits dem Christentume gewonnenen wie für die noch neu zu gewinnenden slavischen Völker eine neue, weitreichende kirchliche Organisation zu schaffen, die unmittelbar unter Rom zu stellen und an das zu erneuernde, weil in den Stürmen der Völkerwanderung längst untergegangene, pannonische Bistum (gegründet

angeblich vom hl. Andronikus, einem Jünger des Herrn, in Sirmium) anzulehnen wäre. Dieses neue »pannonische« Bistum konnte mit der Zeit die Metropole des alten Illyrikum werden, somit Kroaten und Serben umfassen und sich vor allem auf die eben Rom von den Griechen strittig gemachten Bulgaren ausdehnen. Es waren große Pläne und Aussichten, die sich da Hadrian II. eröffneten, die Sache erforderte gründliche Vorarbeiten — daher die Verzögerung, das scheinbar unerklärlich lange Verweilen Methods in Rom 868 und 869, wobei allerdings Konstantins Krankheit und Tod mit zu berücksichtigen wären. Da traf es sich gut, daß Kocel von Unterpannonien, die Rückkehr Methods nicht erwarten könnend, den Papst bitten ließ, ihm Method zurückzusenden; der Papst äußerte darauf: nicht dir allein, sondern für alle diese slavische Länder schicke ich ihn als Lehrer. Und nun rückt die Legende, statt dieser bloßen Antwort, einen besondern, an die slavischen Fürsten, Rostislav, Sventopulk und Kocel zusammen, gerichteten Brief, in dem Hadrian II. dem Priester Method, dem »Sohne« des apostolischen Stuhles, die weitgehendsten Vollmachten verleiht und den Gebrauch der slavischen Sprache in der Kirche feierlich billigt. Mit diesem Brief kam Method zu Kocel; dieser schickte ihn nun, unter einem Ehrengeleit von 20 Personen, an den Papst zurück, mit der neuen Bitte, Method zum *Bischof* (!) von Pannonien zu weihen, was auch geschah. So die Legende, die die Ernennung zum *Erzbischof* hier nicht erwähnt und nur Method später als Erzbischof in Mähren (!) ohne weiters bezeichnet.

Die Hin- und Herreise Methods ist durch sie wohl

bezeugt; nicht umsonst spricht sie später, zusammenfassend, von den außerordentlich vielen und weiten Reisen des Erzbischofs; nur die Initiative wird wieder, nach dem bekannten Schema, auf andere abgewälzt. In Kocels Hirn hat überhaupt ein Gedanke an ein pannonisches Bistum natürlich nie entstehen können; das war natürlich der Plan der Brüder selbst, für den sie in Rom Anerkennung und Förderung fanden; von Rom aus setzte man sich nun bei der ersten Hinreise Methods zu Kocel 869 mit diesem in Verbindung; es mußte ja der »Landesherr« (sit venia verbo; Kocel war mehr Diener als Herr) für den neuen Plan zuerst gewonnen werden, denn damals ernannten oder bestätigten zum mindesten nur die Landesherrn die Bischöfe; als nun Kocel dem Plane freudig zustimmte, erfolgte bei der Rückkehr Methods nach Rom 869 dessen Ordinierung zum Erzbischof und Legaten des Papstes für die slavischen Länder. So stellen wir uns den Verlauf vor. Was die päpstlichen Briefe betrifft, mag ein erstes kurzes Schreiben an Kocel die Worte enthalten haben: ich schicke Method nicht nur dir usw. Als dann Method in Rom zum Erzbischof geweiht war, gab ihm der Papst einen ungleich ausführlicheren Brief mit, der seine Bestallung, sein Privileg, dasselbe, was andern Erzbischöfen zukam, enthielt. Ob von diesem Privileg einige Wendungen in den von der Legende unterschobenen, unechten Brief an die drei Fürsten aufgenommen sind, läßt sich kaum entscheiden. Dagegen bleibt sicher, daß dieser Brief, trotz aller krampfhaften Versuche, seine Echtheit zu retten, unecht ist; er ist übrigens, mit einigen unbedeutenden Aenderungen, meist bloßen Kürzungen, wiederholt in

der alten kirchenslavischen »Lobrede auf die beiden Slavenlehrer«, die aber nur aus den beiden slavischen Legenden schöpft, keine neue, selbständige Quelle bedeutet, und von uns daher übergangen wird.

Der Brief Hadrians II. in der Legende ist gefälscht, nicht etwa, weil er die slavische Liturgie billigt (das tat ja 880 Papst Johann VIII. ebenfalls); auch nicht, weil Johann VIII. bei seinem Verbot der slavischen Liturgie 873 diese (angebliche) Erlaubnis seines Vorgängers von 870 einfach ignorierte (dasselbe tat Stephan V. 885, als er gegen die Erlaubnis von 880 sein neues Verbot erließ); endlich auch nicht, weil Johann VIII., die Gründe für seine Erlaubnis von 880 zusammensuchend, dieses wichtige Präzedens verschweigt (er konnte nicht gut anders, wegen seines Verbotes von 873). Der Brief ist gefälscht, weil er Sachen enthält, die niemals ein römischer Papst gesagt haben kann, z. B.: wenn jemand die slavische Liturgie schmähen wird, sei er gebannt aus der Kirche! solche Leute wären Wölfe, nicht Schafe usw., aber das waren sie alle so, in der ganzen römischen Christenheit! Dann, weil er hauptsächlich einen echten Brief des Papstes Johann VIII. wörtlich übersetzt, wobei natürlich die Stellen fortbleiben, die ungünstiges für die slavische Liturgie enthalten, s. u. Endlich, weil der falsarius zuviel des guten getan hat. Wir werden gleich sehen, daß in Pannonien, auf rechtmäßigen deutschen (Salzburger) Boden, das Auftreten des Griechen mit seiner slavischen Liturgie sofort energisch bekämpft wurde, was man in Rom 869 oder 870 kaum so voraussehen konnte; der Brief antizipiert nun diese Gegnerschaft und sucht ihr allen rechtlichen Boden zu

entziehen; er bringt daher Einzelheiten, die Rom gar nicht interessierten, wohl aber für Methods Zwecke unentbehrlich waren, erwähnt dagegen das für Rom Wichtigste, die Neueinrichtung des pannonischen Bistums, mit keinem Wörtchen! Der Brief läßt nämlich den Papst folgendes erzählen: denn (logischer Zusammenhang mit dem vorhergehenden fehlt völlig?) ihr (Mährer und Kocel) batet um Lehrer nicht nur den Papst, sondern auch den rechtgläubigen Kaiser Michael; er schickte euch den seligen Philosophen Konstantin und seinen Bruder, dieweil wir nicht dazu kamen (gesagt, um das befremdende Eindringen der Griechen auf römisches Gebiet zu erklären). Als diese jedoch erfuhren, daß euer Land päpstlich ist (das geht auf die Deutschen, die behaupteten, du lehrst auf unserem Grund und Boden, worauf Method entgegnete, mit nichten, es ist päpstlicher), unternahmen sie nichts gegen die Kanones, sondern kamen zu uns mit den Reliquien des hl. Klemens. Mit diesem Falsum wurde nun allen Einwänden vorgebeugt und die ganze Tätigkeit Methods von vornherein auf rechtmäßige Grundlagen gestellt. Dem Papste konnte es gleichgültig sein, wer Method einst war; wozu brauchte er den Mährern Sachen von ihm und von Konstantin namentlich zu erzählen, die sie besser kannten als er, oder sollte er sich vor ihnen gar entschuldigen, daß er ihren Kandidaten einsetze? Humoristisch mutet an, daß die Brüder erst loco erfuhren, sie befänden sich auf päpstlichem Boden, auf dem aber der Papst nichts unternommen hätte, um den Glauben zu fördern, sowie daß sie dort nichts gegen die Kanones unternahmen (eben als sie die slavische Liturgie einführten!) — wann er-

fuhren denn die Brüder von der römischen Präokkupation? am Tage der Ankunft oder erst nach ihrer dreijährigen Tätigkeit? Man sieht, es handelt sich um Verlegenheitsphrasen, die sich um die Sache herumdrücken; daß die angebliche Mährerbotschaft durch diese angebliche päpstliche Bestätigung nicht um ein Haar wahrscheinlicher wird, ist evident.

Am gelungensten jedoch ist gerade diese Erzählung von der Botschaft. Offenbar erkennt der Papst die byzantinische Staatskirche an, wo man sich in religiösen Sachen nicht an den Patriarchen, sondern an den Kaiser wendet; nennt Michael III., den schlimmsten Photianer, der den gemeinsten Brief an Nikolaus I. schrieb, »rechtgläubig« (als ob Hadrian II. kein Gedächtnis hätte!). Ein echter Brief Hadrians hätte ungefähr so beginnen können: Ihr Mährer habt, alles göttliche und menschliche Recht verletzend, euch auch nach Konstantinopel zu wenden erfrecht; von dort schickte man euch Griechen, die waren jedoch ungleich anständiger als ihr; denn als sie erfuhren, auf wessen Boden sie standen, kamen sie gleich nach Rom. So mußte ein Papst schreiben, zu einer Zeit, wo man aufs eifersüchtigste auf die gegenseitigen Grenzen achtete; im IX. Jhdt. hat nicht Photius noch das Filioque, sondern nur der Streit um Bulgarien die griechisch-römischen Beziehungen endgültig vergiftet; Hadrian wäre einfach pflichtvergessen gewesen, wenn er die mährische Botschaft zu den Griechen nicht aufs schärfste getadelt hätte — aber freilich, die ganze Botschaft wie sein Brief gehören nur ins Reich der Fabel. Sogar der eifrigste Verteidiger der Echtheit dieses Falsum, Snopek, nimmt ohne weiteres Lücken, Interpolationen, Aenderungen

der Satzfolge an, so daß ein authentischer Brief in einer nicht authentischen Form uns vorliegen würde. Der Brief Hadrians in der Legende ist eine Kompilation aus dem echten Briefe Johann VIII. von 880, eigenen Wendungen Methods und, wie wir schon andeuteten, etwaigen Phrasen eines echten Hadrianbriefes an Kocel, z. B. folgender: »Wir beschlossen, *nach vorausgegangener Prüfung* (? entlehnt aus dem Briefe von 880) unsern Sohn[1]) Method, nachdem wir ihn und seine Schüler geweiht haben, in euer Land zu schicken, einen rechtgläubigen Mann von ausgezeichnetem Verstand, auf daß er euch lehre (*wie ihr es selbst batet*), die Schrift in eurer Sprache deutend (*vollständig nach der ganzen Kirchenordnung, auch mit der hl. Messe und Taufe* — Einschub Methods), *wie es begonnen hatte der Philosoph Konstantin, aus Gottes Gnade und Dank den Fürbitten des hl. Klemens* (nochmaliger Einschub).« Ebenso kann in den einleitenden Phrasen manche echt sein.

Der Grund, warum Method den Hauptinhalt des Papstbriefes von 880 um zehn Jahre zurückdatierte und auf Hadrian II. zurückführte, ist der, daß er seine ganze folgende Tätigkeit von vornherein auf eine legale, vom Papste nachdrücklichst autorisierte Grundlage gestellt wissen wollte; jeder Schatten von Eigenmacht sollte vermieden werden. Auffallend könnte dabei erscheinen, daß der Brief Hadrians keine ausdrückliche

1) Novotný, dem Hadrians Brief im wesentlichen auch als echt gilt, beseitigt diese für einen Bischof unpassende Bezeichnung als eine Verwechslung der Abkürzungen (filius noster statt frater noster) durch den Uebersetzer. Bei der Wichtigkeit dieser Urkunde für Method können wir ihn versichern, daß solche Verwechslung ausgeschlossen war. Uebrigens gibt die oben erwähnte altkirchenslavische Lobrede wirklich »Bruder« statt »Sohn« (eigenmächtige Korrektur?).

Billigung der slavischen Liturgie enthält (man müßte sie denn herauslesen wollen aus den oben angeführten Worten: die ganze Schrift mit Messe usw.); der Grund dafür ist, daß auch Johann VIII. 880 sich nur auf den Standpunkt des tolerari posse für die slavische Liturgie stellte (s. u.) und damit nicht viel Prunk zu machen war.

Alles schien wie am besten von statten zu gehen; der pannonische Erzbischof waltete von Mosaburg an der Sala seines neuen Amtes, Kocel und die Seinigen freuten sich der slavischen Liturgie, die deutschen Priester zelebrierten in leeren Kirchen, den lateinischen Gottesdienst »boykottierten« alle, so daß der deutsche Erzpriester Richbald, schließlich mürbe gemacht, Pannonien verließ, um bei seinem Erzbischof Adalwin in Salzburg Klage zu erheben. Sofort sollte sich nun zeigen, daß Rom und Method die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten, daß das neue pannonische Erzbistum eine bloße papierne (man verzeihe den Anachronismus) Schöpfung war, die keinen realen Bestand haben sollte. Ohne sich im mindesten um die päpstliche Bestallung zu kümmern, griff Erzbischof Adalwin, zu dessen Sprengel Pannonien seit Karl des Gr. Zeiten gehörte, wo er selbst noch 865 Kirchen geweiht hatte, Method in Pannonien auf, ungeachtet aller seiner Proteste, mit einigen von den seinigen, noch in demselben Jahre (870, da Method endgültig nach Pannonien gekommen war), und führte im November ihn nach Regensburg, vor König Ludwig den Deutschen und dessen Bischöfe, und ließ ihn hier als unbefugten Eindringling richten. Das Gericht war ein formales, Method schon zuvor verurteilt; seine Berufung auf die päpstliche Bestal-

lung wurde zurückgewiesen, weil sie erschlichen, also ungültig war; nach der niederträchtigsten Behandlung, die sich Method geduldig gefallen ließ, wurde er abgesetzt und zweieinhalb Jahre lang, bis Frühling 873, in einem deutschen (Freisinger) Kloster gefangen gehalten, seine Protestschreiben an den Papst unterschlagen, seine Begleiter noch schlimmer als er gepeinigt, einer von ihnen, der Mönch Lazar, sogar getötet. Die Legende deutet dies alles nur kurz an; sie schweigt von den Beschimpfungen, ja Tätlichkeiten, denen der ehrwürdige Grieche von den wütenden Bischöfen (bei denen ja materielle Interessen auf dem Spiele standen!) ausgesetzt war; sie erwähnt nur, wie er sich in Schweiß hineingeredet hat, mit diesem »Pöbel« disputierend, wie sich sogar Ludwig der Deutsche seiner dabei annahm (?).

Mit Method waren die bayrischen Bischöfe fertig geworden, aber mit Rom, das hinter Method stand? Zuerst ließ Salzburg eine ausführliche Denkschrift verfassen, die den historischen Verlauf der Christianisierung von Bayern und Kärnten-Pannonien darlegte, eine Quellenschrift von unschätzbarem Werte. Der libellus de conversione Bagoariorum et Carantanorum, geschrieben natürlich nicht für Ludwig den Deutschen, der das gar nicht brauchte, sondern für Hadrian II., bewies die Rechtlosigkeit des römischen Verfahrens, die Verletzung wohlerworbener und verbriefter (kaiserlicher) Rechte, die Ungültigkeit jeder neuen Gründung; 75 Jahre lang (795—870) war dem Salzburger Erzbistum Pannonien als Sprengel zugewiesen und noch bei der Schenkung eines Teiles davon an Pribina hatte König Ludwig ausdrücklich die Salzburger Kirchen und Besitzungen ausgenommen; jetzt beraubte ohne weiteres

ein slavisch liturgierender Grieche die Deutschen ihrer langjährigen Rechte. Den libellus hat erst Johann VIII durch seinen Legaten, Paul Bischof von Ankona, 873 zu widerlegen versucht, doch wußte er außer Scheingründen nichts beizubringen. Die Deutschen waren in ihrem vollen Recht; das sah man bald auch in Rom selbst ein und gab klein bei. Das Erzbistum Pannonien blieb eine Fiktion, Method durfte nie wieder dorthin zurückkehren; der Erzbischof von Salzburg waltete dort seines Amtes weiter wie zuvor, bis Pannonien von den Magyaren überflutet und bei der Errichtung der ungarischen Kirchenprovinz zu dieser geschlagen wurde. Kocel selbst hatte dabei überhaupt nichts mitzusprechen; es genügte eine bloße Drohung der Deutschen, daß er sich mäuschenstill verhielt; er starb übrigens um diese Zeit und sein Ländchen fiel an Arnulf zurück, der es bis zu den Ungarneinfällen besaß, mochte auch Sventopulk, nach 892 namentlich, mehrfach dort heeren und die Wege so unsicher machen, daß deutsche Boten zu den Bulgaren den weitesten Umweg um Pannonien machen mußten. Daß dagegen Sventopulk, etwa 884, von Karl III. damit belehnt gewesen wäre und die Mährer es erst 895 hätten wieder herausgeben müssen, sind ganz unerweisliche Vermutungen, die übrigens an der kirchlichen Zugehörigkeit Pannoniens zu Salzburg nichts ändern würden.

Erlitt somit der römische Stuhl in Sachen seines pannonischen Erzbistums die eklatanteste Niederlage, lag doch anders der Fall mit Methods Person selbst. Gegen jegliches Recht war der Erzbischof und Legat des apostolischen Stuhles (für die Slavenländer) von

Erzbischöfen und Bischöfen, statt von Patriarchen (Rom), gerichtet und seine Appellation an Rom (die ja jedem Bischof zustand), unterschlagen; der Fall war ungleich schlimmer, als jene beiden andern, die die abendländische Geistlichkeit damals in Atem hielten (der Bischöfe Rothad von Soissons und Hinkmar von Laons); Rom durfte sich diese flagrante Rechtsbeugung nicht gefallen lassen; die von ihm beanspruchte Judikatur über Bischöfe war einfach verhöhnt. Daher nahm sich der neue Papst (Hadrian II. war unterdessen gestorben), Johann VIII., der Sache energisch an und erlangte in der Tat durch seinen Legaten die sofortige Freilassung Methods, lud die Gegner Methods vor sein Gericht, drohte ihnen schwere Strafen an, falls sie Method nicht in seine früheren Rechte und Stellung wieder einsetzten; machte sogar bei Karlmann, wie bei einem südslavischen Fürsten (Montimir), schüchterne Versuche, daß sie sein Erzbistum Pannonien anerkennen möchten, dies natürlich ohne Erfolg; daß alles nicht ernst gemeint war, bewies schon die Instruktion, die er Bischof Paul mitgab, kraft deren der Legat Method aus dem deutschen Gewahrsam nicht etwa nach Pannonien, wie wir nach den energischen Wendungen des Papstes vermutet hätten, sondern direkt nach Mähren zu Sventopulk geleiten sollte, was die faktische Aufgabe der pannonischen Fiktion bedeutete. So ist Method als Erzbischof nach Mähren gekommen, hat Pannonien nie wieder (außer etwa auf Durchreisen nach Rom und Byzanz) betreten; die pannonische Episode war endgültig ausgespielt; es blieb der leere Titel.

Diese auf den Quellen aufgebaute Darstellung erfordert einige Bemerkungen. Zuerst, hat nicht etwa

Hadrian II. die slavische Liturgie gestattet? Daß Method in Pannonien slavisch liturgieren würde, wußte der Papst ganz sicher, dazu war ja diese Liturgie bestimmt, die er angeblich oder wirklich selbst in Rom weihte. Und doch kann sie Hadrian II. nicht etwa im »Privileg« des neuen Erzbischofs ausdrücklich gestattet haben, denn dann hätte Method dieses Privileg von 870 einfach abschreiben lassen, nicht dafür das faktische Privileg von 880 teilweise abändern und unterschieben müssen. Aber noch viel weniger hat Hadrian II. die slavische Liturgie, die er bestimmt voraussah, ausdrücklich verboten, denn in diesem Falle wäre Johann VIII., der alle Akten Methods aufs genaueste kannte (anders als nachher Stephan V., der sich von Wiching alles mögliche darüber vorlügen ließ), 873 und 879 energischer gegen Method vorgegangen, während nach seinen eigenen Worten (erst) er ein solches Verbot erlassen hat. Hadrian II. ließ, nehme ich im Gegensatze zu allen meinen Vorgängern an, Method ruhig gewähren; er wollte vielleicht sehen, wie sich die Sache machen würde, vielleicht auch aus Rücksicht auf die fatale Wendung der Dinge in dem slavischen Bulgarien, das dem römischen Stuhl eben an die Griechen verloren ging; somit band er sich durch nichts; der Unterschied zwischen 870 und 880 bestand vielleicht nur darin, daß 870 das tolerari posse der slavischen Liturgie gegenüber stillschweigend, per conniventiam, 880 dagegen ausdrücklich zugestanden wurde; Method wiederum hütete sich, durch eine unangebrachte Frage dem Papste eine jedenfalls negative Antwort förmlich abzuzwingen[1]).

1) In Warschau erzählte man mir einst folgendes. Der Kurator

Wie verhält sich weiters die Darstellung der Legende zu offiziellen Dokumenten, Briefen Johanns VIII. und dem Libellus? Die Legende läßt die deutschen Bischöfe den Method nur wegen seines Einbruches in »unser Land« verurteilen, erwähnt mit keinem Worte der slavischen Liturgie; aber wir wissen, aus dem Libellus, daß auch darauf Gewicht gelegt wurde, und daß Johannes VIII. sofort die slavische Liturgie Method ausdrücklich verbot, die er ja nirgends ausdrücklich gestattet fand. In der Regel wird dargestellt, es hätte Johann VIII. in einer Art Kompromiß die slavische Liturgie aufgegeben, um dafür das Erzbistum Pannonien zu retten; aber das Erzbistum Pannonien hätte er auch für diesen Preis nicht retten können; er mußte Pannonien aufgeben, um nur Method nach Mähren ungefährdet bringen zu können. Es fällt dann auf, daß die Legende von allen den Niederträchtigkeiten, zu denen sich die deutschen Bischöfe gegen Method fortreißen ließen, vollständig schweigt (sie läßt ihn nur sagen, ich bin nicht besser als die, die Wahrheit kündend durch Qualen auch ihr Leben verloren haben). Hier lernen wir die Art Methods kennen; er verschweigt,

---

des Lehrbezirkes, Apuchtin, ließ an der russischen Universität in Warschau eine Lehrkanzel für polnische Literaturgeschichte errichten und einen ausgezeichneten polnischen Literarhistoriker, Chmielowski, berufen. Chmielowski hätte nun einfach das Katheder betreten und polnisch vortragen sollen; statt dessen ging er noch im letzten Augenblick zu Apuchtin und fragte, in welcher Sprache er denn vortragen müßte — »natürlich russisch«, antwortete der Kurator, worauf Chmielowski sein Lehramt niederlegte, ehe er es angetreten hatte. Methodius war jedenfalls vorsichtiger als Chmielowski; ohne jemanden zu fragen, liturgierte er in Pannonien slavisch, wie dies schon Konstantin in Mähren getan hatte.

was er gelitten hat (Zeugen der Vorgänge gab es außer ihm nicht mehr), er will mit seinem Martyrium für die gute Sache nicht prahlen. Wie ausgezeichnet die Legende informiert ist, beweist ihre Angabe, daß drei dieser Bischöfe (irrtümlich scheint dafür vier zu stehen) damals ihren Tod fanden und so dem Gerichte Petri nicht entgingen, denn in der Tat starben rasch hintereinander Adalvin von Salzburg, Hermanrich von Passau, der sich am schlimmsten an Method versündigt hatte, und Hanno von Freisingen (eventuell noch einer, etwa der Bischof von Brixen?). Dieser rasche Tod hat auch verhindert, daß die Sache in Rom weiter verfolgt wurde; übrigens hätten die Bischöfe von dem von ihnen abhängigen Papst nichts allzu Schlimmes zu befürchten gehabt; Johann VIII. und Hanno von Freisingen wurden gleich wieder die besten Freunde, als wäre nichts vorgefallen [1]).

Es sei noch eines Märchens gedacht, das auf die bisher beliebte historische Kritik ein bezeichnendes Licht wirft. Die Legende spricht nach ihrer Art, d. h. ohne einen Namen zu nennen, von dem König, *Kral*,

1) Potkański hat darauf aufmerksam gemacht, warum Johann VIII. dem Bischof Hanno mit kanonischen Strafen, die erst nach dem September (des Jahres 873) eintreten sollten, drohte; bis zum September jeden Jahres nämlich wartete der Papst auf Ueberschickung der Gelder, die Hanno für ihn in Bayern einzukassieren hatte! Dieselben materiellen Rücksichten lähmten auch sonst die Energie der Päpste. Im Schreiben an Johann IX. vom Jahre 900 trotzt der bayrische Episkopat der Errichtung einer mährischen Diözese, läßt sie in Rom erkauft sein, fordert die Beantwortung dieser seiner frechen Epistel und fügt wohlweislich hinzu: das dem Papste zukommende Geld wollen wir bald abschicken (d. h. wenn die Antwort uns günstig lautet; sonst wird der Papst noch lange auf sein Geld warten können).

vor dem der Disput zwischen den Bischöfen und Method stattfindet; gemeint ist Ludwig der Deutsche, denn es wird gesprochen von allen Bischöfen des »*Kral*«, »des *Kral* mit allen (d. i. natürlich *seinen*) Bischöfen«. Nun beginnt die Legende folgendermaßen: »der alte Feind (*vrag*, d. i. der Teufel), der Neider des Guten und Gegner der Wahrheit, stachelte gegen ihn (Method) das Herz dem Feinde (wieder *vrag*, doch ist nicht mehr der Teufel gemeint!) des mährischen Königs mit allen (seinen) Bischöfen auf.« Der »mährische König«, sagte man, ist Sventopulk, sein Feind Ludwig der Deutsche; der »König« somit, vor dem der Disput stattfindet, ist Sventopulk selbst, die Versammlung der deutschen Geistlichkeit findet statt irgendwo im Lande Sventopulks (oder, berichtigt Jagić, vielleicht in Karlmanns Ostmark); Bretholz hat eine besondere Notiz darüber geschrieben (Mitteilungen des Inst. f. Oest. Gesch. XVI 342—9), ein Muster historischer Akribie, die auf Holzwege führt; ihm folgen Novotný, Jagić (»das kann kein anderer als Svatopluk — sic! — gewesen sein« S. 50). Angeblich sollte Method Pannonien verlassen und nach Mähren gehen; dort hätten ihn deutsche Bischöfe aufgegriffen usw. Aber wir wissen, aus der Legende, daß es sich damals nur um Pannonien und in Pannonien handelte, was Sventopulk gar nichts anging; daß sich deutsche Bischöfe nie herabgelassen hätten, vor einem Sventopulk zu verhandeln (in welcher Sprache? verstand denn Sventopulk lateinisch?); daß der *Kral* viele Bischöfe besitzt (was auf Sventopulk nie, am allerwenigsten aber 870, paßte). Zudem hätten die deutschen Bischöfe den Sventopulk, wenn er sich eine Bemerkung erlaubte,

wie sie hier in den Mund des würdigen Kral gelegt wird, einfach hinauswerfen lassen; wer war denn damals Sventopulk? ein deutscher Vasall, den Karlmann auf einen grundlosen Verdacht hin ohne weiteres einsperrte. Diesen ganzen Unsinn beseitigt zudem endgültig die ständige Terminologie der Legende, die wir hier kurz darlegen, weil sie uns noch eine andere Stelle erläutert. Die Legende unterscheidet nämlich immer: *Cesar* ist der einzige rechtmäßige βασιλεύς der Welt, d. i. der Grieche; *Kral* ist der ῥῆξ τῆς Φραγγίας, der deutsche (Barbaren) Kaiser oder König; *Knędz* ist der einheimische slavische Fürst; wo immer Rostislav, Sventopulk oder Kocel ausdrücklich genannt werden, führen sie diesen Titel und keinen andern. Und nicht nur in der Legende, in jedem slavischen Geschichtswerke, ob es nun Cosmas, Gallus oder »Nestor« verfaßten, heißt der einheimische Fürst nie anders als Knędz (natürlich mit Ausnahme der faktisch gekrönten und daher rechtmäßigen Könige, der beiden polnischen Boleslave oder des böhmischen Vratislav); die Obotriten nennen ihren eigenen rex nur knez. Daß lateinische und arabische Quellen damals von reges oder reguli Slavorum sprechen, etwa wie König Bell für einen Schulzen eines afrikanischen Dorfes gilt, beweist für den slavischen, hier allein maßgebenden Sprachgebrauch rein gar nichts. Deutsche und römische Quellen nennen Sventopulk auf der Höhe seiner Macht nur dux oder comes; Papst Stephan allerdings schmeichelt ihm einmal mit einem rex; wenn die späteren, Regino, Thietmar, Cosmas, von einem rex Sventopulk sprechen, geschieht dies nur in Ehrfurcht vor seiner Größe und Bedeutung. Wenn dagegen Bret-

holz a. a. O. behauptet, »übrigens ist auf die Titulaturen in der Legende nicht viel Gewicht zu legen, im Kap. 13 steht einmal imperator und bald darauf rex für dieselbe Person«, so ist das eine pure Erfindung von Bretholz selbst (er meinte damit Kap. 9 und sein Mißverständnis dieser Stelle!) Aber, wird man einwenden, in der Legende steht doch »mährischer König« ausdrücklich. Nein, im Original stand nur: der Teufel stachelte auf das Herz des »Königs« und seiner Bischöfe gegen Method. Der alte russische Leser fragte sich, welchen Königs? und da sonst stets von Mähren die Rede war, glossierte er *des mährischen;* aber dann sagte er sich, nein, der mährische König mußte ja auf der Seite seines mährischen Erzbischofs stehen, und da nun seine historische Einsicht weiter nicht reichte, schrieb er *einem Feinde des mährischen Königs*, wobei er bei den *kraljevi jepiskupi* (die Bischöfe des Kral) auf den Widerspruch, die Ungereimtheit seiner Auffassung gar nicht achtete. Wie dürfen wir für die Torheiten eines späteren Lesers und Abschreibers die stets mustergültige Fassung unserer Legende verantwortlich machen und Unsinn auf Unsinn häufen [1])?

1) Obige Aeußerung ist wörtlich zu nehmen. Bretholz z. B. merkte, daß gegenüber den sonstigen präzisen Angaben der Methodlegende die Wendung »einem Feinde des mährischen Königs« ganz merkwürdig klingt; er schlug daher vor zu lesen: der Teufel stachelte (gegen Method) das Herz seines Feindes, des mährischen Königs auf: Sventopulk wäre der Feind des Method schon 870 gewesen!! Aus Novotny I, 1, 318 erfahre ich, daß Vajs an einer mir unzugänglichen Stelle meinen Beweis von der Bedeutung des Terminus *Kral* in der Legende widerlegt hätte (wird sich wohl wieder auf Kap. 9 beziehen, was längst abgetan ist); Vajs irrt gründlich — wohl kann man mich ignorieren, nur nicht widerlegen.

Wir betonen nochmals die ausgezeichneten authentischen Informationen der Legende. Wenn sie z. B. von $2^1/_2$ Jahren der Gefangenschaft Methods nach dem »Richterspruch« der Deutschen berichtet, der Papst dagegen stets rund von drei Jahren spricht, so berücksichtige man, daß der Papst die Zeit vor dem Richterspruch hinzuzählte (Rostislav wartete ja länger als ein halbes Jahr darauf), wo Method seinem Wirkungskreis bereits entzogen war. Ebensogut weiß die Legende, was der Papst den deutschen Bischöfen androhte usw. Wir halten es daher für selbstverständlich, ihr in allem zu folgen, also auch in dem Hin- und Herfahren zwischen Rom und Pannonien, und haben den Widerspruch, den Snopek u. a. (ohne einen triftigen Grund angeben zu können) dagegen erhoben, gar nicht berücksichtigt. Erwähnung verdient, daß nur aus Anlaß dieser pannonischen Episode Method, ein einzigesmal, von einer deutschen Quelle erwähnt wird; sonst ignorieren Deutsche ebenso wie Griechen die Brüder vollkommen, obgleich beide über ungleich weniger wichtiges aus gleicher Zeit zu berichten wissen. Uebrigens hat diese Erwähnung Methods in der Conversio, auf den dabei der Beinamen philosophus von seinem Bruder abglitt, noch einen jener Einfälle veranlaßt, an denen unsere Episode so reich ist. In köstlicher Naivität meint Novotný, die deutschen Bischöfe rückten die slavische Liturgie nur darum nicht in den Vordergrund des Streites, um nicht Hadrian II. noch mehr zu erzürnen, von dem sie ja wußten, daß er die slavische Liturgie erlaubt hätte!! Aber es nahmen ja diese Bischöfe auf den Papst solche Rücksicht, daß sie seinen eigenen Erzbischof und Legaten ein-

fach nur als einen hergelaufenen Griechen bezeichneten — hätte der Papst statt seiner einen Erzbischof mit lateinischer Liturgie nach Pannonien hingeschickt, sie hätten ihn ebenso bekämpft, weil es sich ihnen um die Störung ihres Besitzstandes handelte; Method erleichterte ihnen allerdings den Kampf, weil gleichzeitig mit der Verletzung ihrer Rechte auch eine Schmälerung römischer Lehre (doctrina: filioque u. a.), lateinischer Sprache und Schrift, durch die doctrina des Method, durch seine Sprache und Schrift, erfolgte. Sie speisten übrigens den Griechen mit ein paar Worten ab, ihre Beweisführung richtete sich ja gegen die römische Anmaßung, auf ihrem eigensten Territorium, ohne sie nur zu fragen, neue Bistümer zu errichten.

VI.

Der mährische Erzbischof.

Roms Autorität hätte wohl durch die letzten Ereignisse, namentlich durch das Aufgeben des pannonischen Erzbistums, in den Augen Methods einen Stoß erleiden können; um das päpstliche Verbot, slavisch zu liturgieren, kümmerte er sich wenigstens nicht, als er nach Mähren, nach über fünfjähriger Abwesenheit zurückgekehrt war [1]).

1) Unsern »Römlingen«, die auf jeden Fall die beiden Griechen zu Papisten machen möchten, ist natürlich diese offene Nichtbeachtung eines bestimmten päpstlichen Verbotes höchst unangenehm; sie erfanden sich ein Schreiben Methods, worin dieser, auf dem ius remonstrantiae pochend, den schlecht unterrichteten Papst über die absolute Unerläßlichkeit der slavischen Liturgie aufgeklärt hätte. Schade nur, daß der einzige, der von einem derartigen Schreiben wissen mußte, Johann VIII, keine Rechtfertigung Methods erwähnte, als er

Früher hätte Method kaum nach Mähren kommen können. Seit 869 wüteten ja, mit unbedeutenden Unterbrechungen, Kämpfe, an den Grenzen zumal; Rostislav und Slavomir waren zugrunde gegangen (Rostislav auf derselben Reichsversammlung zu Regensburg, wie Method, abgeurteilt), aber Sventopulk hatte sich erst durch Verrat, dann durch Kraft zu behaupten gewußt und wenn nicht rechtlich, so doch faktisch eine Stellung errungen, die weit über Rostislavs Aspirationen hinausging. Seit den Forchheimer Abmachungen von 874 wahrte er den Frieden gegen Deutsche, wurde dafür 874—884 »Mehrer seines Reiches« gegen Nordwesten und Osten hin, gegen Böhmen, Sorben, Kleinpolen (die »Weichselleute«). Das Auftreten Methods in Mähren stellt nun die Legende folgendermaßen dar: Es traf sich, daß die Mährer ihre deutsche Geistlichkeit ihrer Feindseligkeit und Ränke wegen alle aus dem Lande jagten; zum Papste schickten sie: gib uns zum Erzbischof (!) und Lehrer Method, da schon unsere Väter vom hl. Petrus her getauft wären. Der Papst erfüllte ihre Bitten; glänzende Aufnahme Methods durch Sventopulk, der ihm Kirchen und Klerus im ganzen Lande zuwies; großes Gedeihen Mährens nach außen, nach dem eigenen Geständnis der dortigen Leute.

Diese Angaben sind vorsichtig zu behandeln. Von einer Botschaft der Mährer an den Papst erfahren wir sonst nichts; sie war auch unnötig, denn sowie Pannonien verschlossen war, gab es für Method nur den Weg zu Sventopulk und der Papst läßt ihn denn auch zum mähri-

---

ihn 879 wegen dieses Ungehorsams zur Verantwortung zog; wir folgen daher lieber dem Papste, als den Herrn Snopek oder Ritig.

schen Fürsten ohne weiteres geleiten. Bei der angeblichen Vertreibung aller deutschen Geistlichkeit aus Mähren scheint wieder, wie so oft vorher, der Wunsch (des Method) Vater des Gedankens gewesen zu sein; deutsche, lateinische Geistlichkeit finden wir um Sventopulk stets und zwar in den einflußreichsten Stellungen; Priester Johannes von *Venedig*, ein Hauptgegner Methods (ich vermutete einst, daß der Disput um die slavische Liturgie vielleicht deshalb nach *Venedig* verlegt worden ist!), war Sventopulks Vertrauensmann und Beauftragter bei den Forchheimer Verhandlungen; später nahm der Deutsche Wiching eine ähnliche Stellung ein. Während der andauernden Kämpfe 869—873 mag ja mancher deutsche Geistliche Mähren selbst verlassen haben, einige Verdächtige mochten ausgewiesen sein, aber in dieser Verallgemeinerung ist die Angabe der Legende sicher unrichtig; deutsche Quellen hätten ein solches, die Mährer schwer belastende Faktum kaum verschwiegen. Woher wären alsbald die zahlreichen Vertreter der hyiopatorischen Häresie (die den Sohn als Vater des hl. Geistes bezeichnet), d. h. der fränkisch-römischen Häresie, nach Mähren gekommen, die sogar das ganze Volk zu beunruhigen vermochten? Und dieselben Bedenken erwachsen gegen die Behauptung, daß Sventopulk »alle Kirchen und Tonsirten in allen Burgen« dem Method übergeben hätte; im Gegenteil, die Doppelheit des Rituals, an der das slavische, wie der irdene Topf auf seiner Wanderung an dem ehernen unfehlbar zerschellen mußte, bestand in voller Stärke weiter.

Aber die Jahre 873—879 waren für Method und sein Wirken die ungestörtesten; die Legende ist denn

auch förmlich bei einem Ruhepunkte seines bewegten Lebens angelangt und verweilt mit behaglicher Muße in ihrem XI. Kapitel bei einer Betrachtung seiner Sehergabe, von der sie drei Proben mitteilt. In diesem Zusammenhang und in diese Zeit könnte man versucht sein, die Taufe des böhmischen Herzogs Borivoj zu verlegen. Ist Borivoj von Method getauft worden, wie die böhmische Ueberlieferung (ohne Datum bei Christian, mit falschem Datum bei Cosmas) bestimmt behauptet? Eine Uebersicht des Anwachsens der böhmischen Tradition findet der deutsche Leser bei Jagić 69—73; die neuere Literatur (seit Dobners Einführung des Christentums in Böhmen 1786 und Dobrovskys skeptischer Darstellung) s. bei Novotny 381 f.; Novotny neigt zu einer wahrscheinlichen Zustimmung (er lehnt nur die Taufe auch der h. Ludmila, Borivojs Frau, durch Method entschieden ab). Für mich ist das Schweigen der am gründlichsten und genauesten über Methods ganze Wirksamkeit informierten Legende vollgültiger Beweis dafür, daß Borivoj nicht von Method getauft wurde; die Taufe eines (damals längst erwachsenen) Böhmenherzogs durch Method hätte seine Legende, die sich nach Tatsachen zur Verherrlichung ihres Helden möglichst weit umsieht, unfehlbar hervorgehoben. Wie bei allen aus dem Schweigen der beiden Legenden feststeht, daß Boris von Bulgarien (trotz der Wendungen der bulgarischen Klemenslegende, trotz des russischen Nestor und der spätern Griechen), weder von Konstantin noch von Method bekehrt worden ist, ebenso maßgebend bleibt für mich das absolute Schweigen der Methodlegende bezüglich Borivojs. Daß schon im X. Jhdt. (s. Christian) eine

diesbezügliche Tradition aufkommen konnte, beweist nichts; es ist ja wohl bekannt, wie an berühmte Namen Bekehrungen mit Vorliebe angeknüpft werden. Borivoj war Christ, ebenso wie der böhmische Herzog Herimann, der 874 genannt wird und mit seinem Namen schon sein Christentum verrät: vielleicht war Borivoj sogar sein Sohn, denn daß Cosmas seinen Vater Gostivit nennt, beweist noch recht wenig; und daß die Zuschreibung des Namens Gorivei bei der Erwähnung jener böhmischen Fürsten von 874 auf Borivoj und seine angebliche Stellung als Art Großfürst über ihnen gehe, ist eine willkürliche Kombination Palackys, die sich der sonst hyperkritische Novotny ohne weiteres aneignete (Herimann eben hiesz slavisch Borivoj?)

Ueber Borivoj schweigt somit die Legende und wir folgen ihr darin. Von jenen drei Proben von Methods Sehergabe bezieht sich die erste auf den Fürsten der (kleinpolnischen) Weichselleute, der in seiner Gefangenschaft Christ werden mußte, was er als Freier zu tun verschmäht hatte; der Zusammenhang läßt raten, daß es Sventopulk war, obwohl er gar nicht genannt wird, der diesen Zusammenbruch kleinpolnischer Staatenbildung für immer bewirkt hat; denn statt von Krakau, ging in der Folge die Bildung des altpolnischen Staates von Gnesen aus. Nach der zweiten Probe hätte Sventopulk keine Erfolge gegen einen heidnischen Feind erzielen können; Method kündete ihm baldigen Sieg, falls Sventopulk verspräche, am S. Petritage bei Method mit seinen Kriegern zur Messe zu erscheinen. Man könnte darin die Gegenleistung Sventopulks erkennen, daß er verspricht, zur *slavischen* Messe des Method zu erscheinen, die er sonst zugunsten der

lateinischen mied, denn an dem hohen Feiertag wäre Sventopulk sowieso zur Kirche gegangen. Doch bleibt dies nur meine Vermutung.

Die interessanteste, bisher nicht recht verstandene, ist die dritte Probe. Da die Uebersetzung von Miklosich-Pastrnek falsch ist, den Sachverhalt verwirrt, nicht authellt, folge hier die richtige Uebersetzung mit den nötigen Erläuterungen. »Ein Mann, sehr reich, iudex (natürlich Sventopulks), hatte seine Mitpathin[1]) geheiratet. Method erklärte und lehrte und tröstete sie viel, konnte jedoch sie beide (*jeju*, für *jego* »ihn«, ist zu lesen) nicht trennen. Denn andere angebliche Diener Gottes (d. i. die deutschlateinischen Priester in Mähren) führten sie heimlich irre, ihnen ihres Reichtums wegen schmeichelnd. Und zuletzt bannte man (d. h. Method) sie beide aus der Kirche.« (Und es sagte Method, es werden auch diese Schmeichler nicht helfen können und ihr werdet meiner Worte noch gedenken! aber zu spät; wie ein Sturmwind verwehte völlig alle Spur beider).

Hier ist auch der Beweis für die laxere Hand-

1) Der slavische Text lautet: *ożeni sia kupetroju svojeju rekszc jatrovju* duxit in matrimonium commatrem suam i. e. fratriam; daraus machte Miklosich willkürlich, gegen den Text, »duxit fratriam suam in matrimonium«. Im Original stand natürlich nur *kapetroją svojeją* »seine Mitpathin«; der altrussische Leser verstand jedoch diesen mährisch-pannonischen Terminus nicht mehr und statt ihn mit *Kuma* oder *Kmotra* zu glossieren, d. i. mit den russischen Worten für 'Mitpathin', glossierte er ihn falsch mit *jatrov* 'Schwägerin' (Frau des Bruders). Die Stelle ist wichtig, weil sie meine Behauptung von falschen Glossen eines altrussischen Lesers, die Eingang in alle unsere Abschriften gefunden hätten, erweist. Gewiß kann im Leben meine Schwägerin auch meine Mitpathin werden, aber beide Termini gleichzusetzen, wie es jener Glossator tut, ist unbedingt falsch.

habung der Ehevorschriften durch die deutschlateinische Geistlichkeit in Mähren gegenüber der Strenge Methods. Diese Geistlichen fanden an der Ehe zwischen Mitpathen weniger auszusetzen, obwohl sie Rom schon 721 ausdrücklich verbot; an diese strenge Praxis (die erst durch das Tridentinum gemildert wurde), hielt sich Method, ebenso die griechische Kirche, vgl. altrussisch *iže poimet kumetru (rekszy kumu) svoju ženu sebie, po zakonu ljudskomu nosy obiema uriezati i razlucziti ia* »wer seine Mitpatin heiratet, sind nach bürgerlichem Gesetz beiden die Nasen abzuschneiden und sie zu trennen«.

In diesem Zusammenhange sei eines merkwürdigen Irrtumes von Dümmler (II, 207) gedacht, weil auf ähnlichen Unachtsamkeiten die bisherigen Darstellungen der Brüderepisode meist beruhen. Nach ihm hätte die Wormser Kirchensynode von 868 folgendes beschlossen: »Ebenso soll eine rechtmäßig geschlossene Ehe mit Tauf- oder Firmpathen nicht aufgelöst werden, während die Hurerei zwischen solchen, die durch geistliche Verwandtschaft verbunden sind, mit dem Banne bedroht wird«. Dagegen heißt es im Conc. Wormatiense cap. 34: si quis cum commatre spirituali fuerit fornicatus, usque ad dignam poenitentiam anathematis percutiatur ictibus. Similiter et illum percutere promulgamus (der dasselbe mit seinem Tauf- oder Firmkinde getan hätte); legitimam autem si habuerit, non dimittat uxorem: d. h. ist er sonst mit irgend einer Frau gesetzlich verheiratet, so braucht er diese Ehe jenes Bannes wegen nicht aufzugeben (cap. 37 bestimmt, diejenigen, die der Buße unterworfen werden, legitimo nullatenus matrimonio separentur; in anderen Fällen

nämlich, wenn z. B. ein Verheirateter mit seiner Stieftochter Unzucht treibt, coniugium modis omnibus dissolvatur cap. 36, ebenso 63 si quis cum matre et filia in adulterio mansit et postea ille vir si acciperet mulierem, dimittat eam et usque in diem mortis sue non habeat uxorem). D. h. Dümmler nahm ohne weiteres an, daß es 868 einen deutschen Bischof gegeben hätte, der eine Ehe zwischen Taufvater und Taufkind als eine legitime Ehe hätte betrachten können! zu einer Zeit, da diese geistliche Verwandtschaft noch über jede leibliche gestellt wurde (vgl. die Antwort von Papst Nikolaus auf die 2. Frage der Bulgaren). So wahrte Method die kanonischen (und römischen) Bestimmungen gegen die laxere Auffassung anderer, aber daß er durch diesen Rigorismus gerade keine Freunde werben konnte, am wenigsten bei Svetopulk und dessen Umgebung, ist selbstverständlich. So konnte nun Method anderen voraussagen, was sie erwarte, nur nicht sich selbst noch seinem Werke, und seine eigene Lage wurde immer mißlicher.

Es wiederholte sich nämlich in Mähren 878 und 879 genau dasselbe, was hier 866 und 867 geschehen war, und es ist kein Zufall, daß die Methodlegende Kap. 12 die entsprechenden Wendungen der Konstantinlegende Kap. 14 nur variiert [1]). Wie damals schon, so widersetzten sich auch jetzt, nur ungleich energischer, weil die Gefahr größer war, die lateinischen Geistlichen der slavischen Liturgie und der Unterdrückung

1) Dieselben Wendungen gebrauchte übrigens zuerst Photius (gegen denselben Gegner) im Eingang zu seinem berühmten Sendschreiben an die orientalischen Patriarchen vom Jahre 867; es ist förmlich rührend zu sehen, wie gleichmäßig Photius, Konstantin und Method den Teufel für die römische Irrlehre verantwortlich machen.

(korrekter gesagt, der Nichtaufnahme) des filioque in das Symbol, und wie 867, fanden sie das Ohr des Landesherren. Wie Rostislav 867 die beiden Brüder, die er unlängst aus Konstantinopel angeblich sich erbeten hatte, an Rom verwies, dasselbe wiederholte Sventopulk. Er setzte die Politik seines Vorgängers fort, nur mit mehr Glück und Energie; mit dem Niedergange der fränkischen Monarchie erlahmte ja die Stoßkraft der Deutschen, zudem hatte er keinen Neffen, der ihm in den Rücken gefallen wäre, wie er selbst dem Rostislav. Den Frieden mit den Deutschen benutzte er zur Ausdehnung seiner Macht auf Kosten seiner slavischen Nachbarn, ihre Kräfte gegen den gemeinsamen Feind sammelnd; die kirchliche Unabhängigkeit bereitete er durch seinen engen Anschluß an Rom vor. Seine Pläne störte nur sein Erzbischof mit seinem in den Augen der lateinischen Geistlichkeit ganz antirömischen Beginnen und energischer als Rostislav schritt nun Sventopulk dagegen ein; er verwies nicht mehr Method an Rom, sondern schickte selbst seinen Vertrauensmann, den Priester Johann (aller Wahrscheinlichkeit nach denselben, der ihn in Forchheim 874 vertrat), mit der Klage nach Rom, daß Method anders lehre, als er sich mündlich und schriftlich vor Hadrian II. verpflichtet hätte; daß dadurch in der mährischen Kirche Verwirrung und Glaubenszweifel eingerissen wären. Die Method dessen beschuldigten, krankten nach der Behauptung der Legende nur an der hyiopatorischen Häresie, denn da fühlte sich der Grieche sicher; er verschweigt wohlweislich, daß die Hyiopatoristen auch seine slavische Liturgie bekämpften, denn in diesem Punkte fühlte er sich nicht sicher; er hatte

ja auch vorher, bei dem Streite mit den deutschen Bischöfen in Pannonien, die slavische Liturgie absichtlich ausgeschaltet; es sollten auf keinen Fall seine Anhänger an die prinzipielle Gegnerschaft, die die slavische Liturgie stets antraf, erinnert werden (sogar die späte Klemenslegende verschweigt dies sorgfältig, schiebt nur die »hyiopatorische Häresie« vor). In Rom dagegen bekämpfte man beides; Johann VIII. schrieb sofort: an Sventopulk, er solle unbeirrt von niemandem, wie seine Vorfahren, an der römischen Tradition unverbrüchlich festhalten; an Method, er solle unverzüglich in Rom erscheinen und sich rechtfertigen, sowohl seiner Lehre wegen wie wegen der ihm verbotenen slavischen Liturgie, in der er doch fortfahre.

Es verging fast ein volles Jahr, ehe die Entscheidung des Papstes fiel; er verkündete sie in einem ausführlich motivierten Schreiben an Sventopulk vom Juni 880. Dem Verfasser der Legende lag dieses Schreiben vor, aber er entnahm ihm nur einen Passus: unser Bruder Method ist ein heiliger und rechtgläubiger Mann, sein Tun ein apostolisches, in seiner Hand nach Gottes und des apostolischen Stuhles Willen alle Slavenländer und wen er verdammt, sei verdammt, wen er segnet, gesegnet. Den ausführlichen Teil des Schreibens, der sich mit der slavischen Liturgie und mit Wiching beschäftigt, überging er schon darum mit Stillschweigen, weil er einzelne Sätze und Bestimmungen daraus bereits im angeblichen Schreiben Hadrians von 870 verwertet hatte; so entging er der unangenehmen Lage, noch einmal für die fatale slavische Liturgie den Papst plaidieren zu lassen, nochmals darüber den Streit aufzurühren.

Wir besitzen das lateinische Schreiben Johanns VIII. in einer authentischen Abschrift; ihre Echtheit beweisen zu wollen, hieße offene Türen einrennen. Statt dessen sehen wir uns ihren Inhalt näher an, denn, so oft und so ausführlich er auch besprochen ist, seine Tragweite wird absichtlich verdunkelt oder entstellt. Wir lesen immer wieder von einem vollen Triumph Methods, ja sogar von einem päpstlichen »Befehl der slavischen Liturgie« (Snopek). In der Tat gab es nur einen Pyrrhussieg Methods. Zwar ging seine Orthodoxie glänzend gerechtfertigt hervor, aber in der Frage der liturgischen Sprache zog er schließlich den kürzeren.

Was diese betrifft, lobte der Papst mit Recht die von dem seligen Philosophen Konstantin geschaffene slavische Schrift und befahl, daß in dieser Sprache Christi Ruhm und Werk verkündet würden: aber dies bezieht sich nur auf die notwendige Kündigung des Evangelium dem Volke in seiner Sprache. Was dagegen Messe und Brevier betrifft, stellt sich der Papst auf den Standpunkt des bloßen tolerari posse: »auch hindert es nichts wahren Glauben noch Lehre, Messe zu halten in dieser slavischen Sprache, wohl übersetzte und gedeutete Evangelium und Lektionen des Alten und Neuen Testaments zu lesen, die Horen zu singen.« Von einem »Befehl slavischer Liturgie« ist keine Spur; sie wird nur g e d u l d e t, mit zwei Einschränkungen; die eine, formale, verlangt die Lesung der Lektionen zuerst in lateinischer, dann in slavischer Sprache (im Mittelalter wurde dies sogar bei der Predigt beobachtet, wo man jedes Zitat aus Schrift oder Vätern erst lateinisch, dann in vulgari vortrug); die andere hob dagegen das für Method wünschenswerteste, das zu

seinen Gunsten entscheidende, die Einheit der liturgischen Sprache in Mähren vollständig auf, denn es befiehlt (praecipimus!) der Papst, daß dem Fürsten und seinen iudices auf deren bloßen Wunsch hin die Messe lateinisch zu lesen ist. Diesen Passus hat ein deutscher Geistlicher, Wiching, mit oder ohne vorherige Verabredung mit Sventopulk hereingebracht; als sein Vertrauensmann war er vom Fürsten nach Rom entsandt und erhielt hier auf dessen Verlangen auch die Bischofsweihe. Auf diesen Befehl des Papstes gestützt hat Wiching nicht nur selbst nie eine slavische Messe gelesen, sondern verhindert, daß solche überhaupt in seiner Diözese (Nitra) gelesen würden; immer nämlich fand sich der Fürst oder ein iudex, der nicht einsehen konnte, warum die Deutschen sich mit der ihnen unverständlichen lateinischen Messe begnügten, die Slaven dagegen nicht; der in der slavischen Messe unwillkürlich eine Abkehr oder Entfremdung von Rom, unter dessen Schutz man sich eben begab, erkannte; der sich einreden ließ, daß die slavische Messe, im Gegensatz zur lateinischen, Gott nicht wohlgefällig, unwirksam wäre. Daß die Spaltung, der Gegensatz in der liturgischen Sprache und dadurch auch der Kampf um diese Sprache, offenkundig und dauernd wurden, erreichte Wiching durch diesen päpstlichen Befehl. Ob Method auch ihn seinen Mährern hat vorlesen lassen? in der slavischen Umarbeitung der Bulle hat er ihn wohlweislich ausgemerzt.

Eine andere Niederlage für Method war, daß ihm gerade der Erzfeind der slavischen Liturgie, jener Wiching, als Suffragan für das neue Bistum in Nitra eingesetzt wurde; Vorschläge für einen dritten Bischof,

die Johann VIII. erwartete, haben Sventopulk und Method überhaupt nicht mehr gemacht. Allerdings hatte Method noch erwirkt, daß ihm in seiner Provinz alle, slavische wie lateinische Geistliche, untergestellt wurden, er über alle gleiche disziplinare Gewalt besaß und sie eventuell aus Kirche und Land verweisen konnte; was jedoch Wiching betraf, wies ein besonderer Passus über dessen Verpflichtung zum Gehorsam nur auf die kanonischen Bestimmungen hin. Der Papst versah auch Method mit einer Abschrift der Kapitel, nach denen er sich zu richten hätte; wir wissen nicht, welche gemeint sind, Pseudoisidor oder andere? Dagegen bestätigte er und gab ihm kein besonderes privilegium für die mährische Kirche mit, wie dies Snopek behauptet (der darin das Privileg Hadrians wiederfindet), denn das privilegium Methods, das der Papst »confirmavimus et in perpetuum firmum manere statuimus«, besteht, wie die iura und privilegia aller anderen Kirchen, nur darin, daß Method alles kirchliche nach der kanonischen Tradition zu besorgen und zu verwalten habe. Eine Jurisdiktion über seinen Suffragan, wie sie sich Method später angemaßt hat, stand ihm namentlich in den causae maiores gar nicht zu. Die Obödienzerklärung, in der sich Wiching ihm gegenüber verpflichtete, hatte im IX. Jhdt., wo sie erst aufkam, noch gar wenig zu besagen, war noch sehr vorsichtig formuliert (Hinschius III, 206 f.). Auf die Versuche, aus der Echtheit des Briefes von 880 die Echtheit des Falsum von 870 zu erweisen, als ob der spätere jenen früheren notwendigerweise voraussetze, brauchen wir gar nicht einzugehen.

Wie hat nun Method die Aenderung der Stellung

Roms herbeizuführen verstanden? Wir schweigen von klingenden Argumenten (im Jahre 900 sagten die deutschen Bischöfe offen, daß die Mährer magnitudine pecuniae id egisse sich rühmten, d. h. die Regelung ihrer kirchlichen Verhältnisse durch Rom); wir wollen auch nicht Gewicht legen auf die Nachgiebigkeit Johann VIII., die nicht nur bei dieser Gelegenheit erwiesen ist (vgl. dessen Anerkennung des Photius und dgl. m.); aber wir dürfen fragen, welche andere Argumente Method anwandte, um den Papst, der ihm 873 die slavische Liturgie verboten und 879 ihn an dieses Verbot erinnert hatte, 880 zu ihrer Duldung zu bewegen? In der über ein Jahrhundert späteren Legende Christians ist ein Argument treffend angedeutet. Hingestellt wurden die Slaven als so hartnäckig (populum dure cervicis et omnino idiotas et ignaros viarum Dei), die Erfolge der christlichen Mission unter ihnen als so unbedeutend, daß zu ihrer endgültigen Gewinnung eine so außerordentliche Maßregel sich empfahl. Es wies dann vielleicht Method den Papst darauf, daß allein die slavische Liturgie eine unüberwindliche Barre gegen die deutsche Expansion bilden dürfte: an »Pannoniens« frischem Beispiel war zu ersehen, daß die Deutschen, auch gegen päpstliche Ansprüche, kein Gebiet aufgeben, in das sie einmal den Fuß gesetzt hätten; nur die slavische, nicht die lateinische Liturgie, könnte die slavische Kirche in unmittelbarem Zusammenhang mit Rom erhalten; auf ein solches Argument konnte der den Deutschen abholde Papst wohl hören. Es konnten auch die bereits damit erzielten Erfolge übertrieben werden; vielleicht wurde auf Bulgarien, das vom Papst nicht aufgegeben war, hingewiesen, ob nicht dieses durch die

slavische Liturgie den Griechen, die solches nicht bieten konnten, abgewonnen werden könnte. Es werden somit hauptsächlich kirchenpolitische Erwägungen für den Papst maßgebend gewesen sein, denn die aus der hl. Schrift hervorgeholten Zitate betrafen gar nicht die Liturgie, wie schon die späte, sog. mährische Legende (um 1200 verfaßt) die Gegner Methods (bei ihr »Cyrills«) sehr treffend sagen ließ: Quamvis apostolus variis linguis loqui persuaserit, non tamen per hoc in ipsa quam statuisti lingua, divina solemnia (sc. missarum) voluit canere.

Zweierlei sei noch hervorgehoben. Die Methodlegende kennt den Brief Johanns VIII. vortrefflich, unterbringt ihn sogar an zwei Stellen; übersetzt ihn stellenweise wörtlich; läßt, was nicht paßt, aus; verschärft anderes — aber mit keinem Wörtchen erwähnt sie die Romreise Methods selbst. Sie stellt die Sache dar, als wäre Methods Rechtgläubigkeit so selbstverständlich, daß seine persönliche Verantwortung in Rom, jeglicher kanonische Prozeß ohne weiteres wegfielen; die Anwürfe der Gegner entkräftet sofort der Papst allein durch sein Schreiben; wenn sie, der Wahrheit gemäß, Method erst zu seiner Rechtfertigung nach Rom hätte schicken müssen, wäre ein Schatten auf ihres Helden strahlendes Bild gefallen. Für die moderne Forschung ist wiederum folgendes höchst charakteristisch. Wie krampfhaft man sich bemühte, die Echtheit des sog. Hadrianischen Briefes von 870 zu retten, der unbedingt gefälscht[1]) ist,

1) Der Brief ist ja, bis auf einiges, der echte des Johannes VIII.; es ist *kein Brief Hadrians*, für den er sich ausgibt und nur *darin* besteht die Fälschung; man kann daher der Methodlegende keinen Vorwurf einer direkten Fälschung machen, den man so oft gerade

ebenso krampfhaft bemühte man sich noch in allerneuester Zeit (Hýbl), die Unechtheit des Briefes von 880 zu erweisen, die sonst unerhörte päpstliche Konzession als eine fingierte hinzustellen; schade nur, daß unerfindlich war, wie und wann in den uralten (abschriftlichen) Band mit lauter echten Papstbriefen dieser eine unechte wäre hineingeschmuggelt worden. Wieder war es die peinlichste historische Akribie, die nur auf Holzwege führen mußte.

Aus Rom kehrte Method 880 angeblich siegreich, faktisch geschlagen zurück; der Papst wußte und Method ahnte, wohin die Beibehaltung der lateinischen Messe in Mähren führen würde. Es ruhten auch keinen Augenblick seine Gegner, namentlich sein eigener Suffragan, Wiching; sie behaupteten sogar, ihnen hätte der Papst Macht gegeben, Method und seine Lehre wäre zu vertreiben. Wiching hat vielleicht ein Schreiben gefälscht, aber es genügte vollauf, wenn er sich auf geheime Instruktionen des Papstes, mündliche, eidlich bestätigte, berief. Method selbst schöpfte Mißtrauen, wandte sich an den Papst, und wir besitzen noch das päpstliche Antwortschreiben vom Frühling 881, worin sich der Papst nachdrücklich dagegen verwahrte, geheime Instruktionen Wiching mitgegeben oder noch einen anderen Brief an Sventopulk (außer dem bekannten) abgeschickt zu haben. In dasselbe Jahr (881) fällt nun die Reise des Erzbischofs zu dem bereits wieder von Rom exkommunizierten Photius. Am Schlusse jenes Briefes vertröstet nämlich Johann VIII. den Me-

gegen mittelalterliche Texte erheben muß (vgl. in nächster Nähe und Zeit die Lorcher Fälschungen); die Legende arrangiert nur nach ihren eigenen Gesichtspunkten Reden, Briefe und Fakta.

thod, er werde den Trotz seines Suffragans zu brechen wissen in einem gerichtlichen Verfahren, zu dem die streitenden Parteien nach Rom geladen würden, wenn Du (Method) »deo duce reversus fueris«. Wohin zurückgekehrt? Snopek antwortet, nach — Rom. Aber Method weilte und wirkte nicht in Rom, sondern in Velegrad; woher er nach Velegrad zurückkehren sollte, das verrät die Legende.

Diese Reise Methods zu Basilius und dem exkommunizierten Photius paßt natürlich nicht unsern »Römlingen«; Snopek leugnet sie ohne weiteres. Natürlich hat Method dem Papste nicht etwa angekündigt, daß er zu einer Obödienzerklärung nach Byzanz reise; in seinem Briefe mochte es allgemein heißen, daß er eine weite Reise vorhabe, die ihn auch noch in das Land seiner Jugend führen könnte; darauf beziehen sich die Worte Johann VIII. Aeußerst charakteristisch für die Auffassung des Biographen ist die Steigerung, mit der er seinen Bericht einleitet: Aber nicht beruhigte sich die Boshaftigkeit seiner Gegner bei der Anschwärzung in Rom, sogar vom βασιλεύς behaupteten sie, er zürnte Method und würde ihn gar am Leben strafen. Und nun wiederholt die Legende ihr Schema: nicht aus Methods Initiative erfolgte seine Byzanzreise; der βασιλεύς selbst hat ihn dazu aufgefordert, wollte angeblich den heiligen Mann bei dessen Lebzeiten noch sehen und seinen Segen empfangen!! Nach den bisherigen Erfahrungen haben wir alle Ursache, das umgekehrte anzunehmen. Method fühlte den Boden in Mähren unter seinen Füßen wanken, hatte doch die feierliche Ehrenrettung durch Rom seine Gegner nicht auf einen Augenblick zum Schweigen gebracht; auf die Dauer mußte

sein Werk diesen Angriffen bei der Gleichgültigkeit oder Mißgunst gar des Sventopulk erliegen und Roms schützende Hand weggezogen werden. Eher wären für sein Werk in Bulgarien Erfolge zu erwarten, doch dazu mußte in Byzanz der Boden vorbereitet werden, damit er hier nicht auf denselben Gegensatz wie in Mähren stoße. Und so machte er sich auf den weiten, beschwerlichen Weg, und es gelang ihm hier, besser als in Rom, die Bedenken von Kaiser und Patriarch zu zerstreuen, der slavischen Liturgie einen Hort zu bereiten; er ahnte gar nicht, wie rasch griechische Hilfe in Anspruch genommen und geleistet werden sollte. Die Argumente Methods werden dieselben gewesen sein, die ihm schon vor Johann VIII. Dienste geleistet hatten; namentlich kann Rücksicht auf das bei den Griechen zu behaltende Bulgarien und die noch für die Griechen zu gewinnenden andern Slaven entschieden haben.

Daß wir in den gleichzeitigen Quellen, in der Korrespondenz des Photius wie in den Legenden, keine Fäden wahrnehmen können, die von Byzanz nach Velegrad reichten, darf uns nicht stören; wir haben allen Grund, mit Hergenröther anzunehmen, daß Photius die Vorgänge in Mähren nicht ganz aus den Augen gelassen hat; daß man in Byzanz etwas davon wußte, zeigte sich noch viel später in der Aufnahme in das Opusculum contra Francos der Klage gegen die Römer, daß sie der dreisprachlichen oder pilatianischen Häresie huldigten, ein Argument, das direkt aus mährischen Verhältnissen geschöpft erscheint. Hier erreichte Method sogleich mehr, als in Rom, denn man behielt sogar einen Priester und Diakon mit ihrer slavischen Liturgie; so kehrte die slavische Liturgie auf den Bo-

den zurück, von dem sie vor fast zwanzig Jahren fortgezogen war.

Zurückgekehrt aus Konstantinopel machte sich Method an die Vervollständigung des Uebersetzungswerkes seines Bruders. Er übersetzte ein Nomokanon und ein Buch der Väter, aber notwendiger als dies war eine Ergänzung der Bibel, von der ja bisher nur Psalter, Evangelien, Apostel und ausgewählte Stücke des Alten Testamentes slavisch vorlagen, und doch konnte eine slavische Kirche auf keinen Fall des vollständigen Bibelkodexes entbehren. Im Jahre 883, vom März bis 26. Oktober hat Method mit Hilfe von zwei »Schnellschreibern« das Werk (mit Ausnahme der Makkabäerbücher) vollendet. Man hat diese allergenaueste Angabe der Methodlegende angezweifelt, aus doppeltem Grunde; einmal hätte die kurze Zeit dazu kaum gereicht; dann fehlte es im Kirchenslavischen immer an einem vollständigen Bibeltext; noch zu Ende des XV. Jhdt.s wären fehlende Bibelbücher aus dem Latein (und Hebräischen) übersetzt worden. Beide Gründe sind nicht stichhaltig; die physische Möglichkeit der Leistung ist da, es brauchten täglich etwa nur sechs Kapitel übersetzt zu werden, worauf mit Recht Ritig verwiesen hat (ebenso wie auf das Uebersetzungswerk des hl. Hieronymus, das zum Teil noch rascher vor sich ging). Daß wir keinen Bibelkodex besitzen, beweist auch nichts; zwischen 884—886 konnte die Abschrift kaum vervielfältigt werden, und nach 886 mußten die Methodianer mit Zurücklassung von allem fliehen, da konnte der Kodex verloren gehen; sind wir denn etwa sicher, Methods Nomokanon und sein Buch der Väter zu besitzen? Sogar Konstantins acht Predigten gegen die

Juden in der Uebersetzung des Method sind verloren gegangen. Wir beanstanden die bestimmte Angabe der Legende lieber nicht; gestehen allerdings, daß das Zeugnis des bulgarischen Exarchen, er hätte davon gehört, daß Method alle sechzig kanonischen Bücher der Bibel übersetzt hätte, nur auf die Angabe der Legende zurückzuführen ist, und daß es in Bulgarien um 920 herum keinen Bibelkodex gegeben hat. All diese Uebersetzungsarbeit Methods fällt in die Jahre 882 und 883 bis 884 hinein; den »Konstantin« hat er früher übersetzt.

Die Chronologie peinlich genau beobachtend, berichtet die Legende in ihrem vorletzten Kapitel über folgende interessante Episode aus dem letzten Lebensjahre des Erzbischofes. Im Herbst 884 kam Kaiser Karl III. (später der Dicke genannt) in die Gegend des Wiener Waldes an der Tülln und traf hier mit dem von seinen iudices (principes hier genannt) begleiteten Sventopulk zusammen; nicht die politische Seite dieser Begegnung, die Friedensversicherungen und eine recht oberflächliche Anerkennung deutscher Lehnshoheit von seiten Sventopulks, uns interessiert nur die Rolle, die Method dabei spielte. Die Legende berichtet: als der König in die Donaugegenden gekommen war, wollte Method ihn sehen, und obwohl manche meinten, daß ihm dies nicht straflos durchgehen würde, ging Method doch zum König. Dieser aber, wie es einem Herrscher ziemt, empfing ihn mit Freuden, in Ehre und Ruhm unterhielt er sich mit ihm, wie es solchen Männern sich zu unterhalten geziemte, und entließ ihn mit Kuß und Gruß und reichen Gaben unter den Worten: gedenke meiner immer in deinen heiligen Gebeten, ehrwürdiger Vater!

Es ist das einzige Mal, daß die Legende die Initiative, diesmal zu einer persönlichen Begegnung, von Method selbst ausgehen läßt; der Grund davon wäre nicht schwer zu erraten. In Sventopulks Gefolge befand sich sicherlich Wiching oder andere deutschlateinische Geistliche; es wäre für die slavische Landeskirche eine Art Herabsetzung, bei dieser feierlichsten Begegnung der Herrscher ganz unvertreten zu bleiben; daher vielleicht der Entschluß von Method. Seine Gegner, die Wichingianer, triumphierten; meinten, er begäbe sich in die Höhle des Löwen, wohl wissend, wie man in deutschen Kreisen über Method dachte, aber ihre schadenfrohen Erwartungen wurden zu Schanden; dem gutmütigen, schwachen und leicht bestimmbaren Kaiser imponierte Methods ehrwürdige Gestalt, sein sicheres, selbstbewußtes Auftreten; es war der letzte Triumph, den zu erringen Method vergönnt war[1]).

1) Der Kuriosität halber sei folgendes erwähnt. In unseren Hdss. lautet der Eingang von Kap. 16 »Als in die Donaugegenden der *ungarische König* gekommen war«; zu dem bloßen *König* des Originals hat »*ungarisch*« der russische Glossator hinzugesetzt, weil er im XI.—XII. Jhdt. in den Donauländern keinen anderen König kannte. Diesen offenkundigen Unsinn nahmen alle Forscher ohne Ausnahme ernst und mühten sich ab, einen angesehenen, christlichen Magyaren-König an der Donau vor 885 aufzutreiben — es ist dies einfach unglaublich. Gewiß nennen die Legenden einmal die Ungarn, aber nur als Räuber, die wie Wölfe heulen, in der Gegend von Cherson! Was Method bei einem Magyaren gewollt hätte, bleibt natürlich unerfindlich. Der Roman, den Ritig 80—85 verfaßte, über Method als ersten Apostel der Magyaren, seine Reise zum Bulgarenfürsten Boris, auf der ihn die Einladung traf, doch auch nach Konstantinopel zu kommen usw., verdient keine Erwähnung; er scheitert ja schon an der Chronologie der Legende, die zwischen die Byzanzreise und die Begegnung mit dem »König« die Bibelübersetzung einflicht.

Auf die Begegnung mit Kaiser Karl III. im Herbst 884 läßt die Legende in ihrem letzten, 17. Kapitel unmittelbar Methods Tod, 6. April 885, folgen. Sie verschweigt wohlweislich einen folgenschweren, verhängnisvollen Schritt Methods, der noch nach Jahrhunderten in der Ueberlieferung sogar anstoßender Völker wiederhallte: Method hat noch 884, spätestens Anfang 885, Wiching und die Wichingianer (zu denen, allerdings nur mittelbar, auch Sventopulk selbst gehörte) mit dem großen Kirchenbann belegt. Ließen wir unserer Phantasie die Zügel schießen, könnten wir sogar annehmen, daß gerade das Zusammentreffen beider vor Karl III. (ein Zusammentreffen, dem sonst beide möglichst aus dem Wege gingen), den Stein ins Rollen gebracht hat. Diese verhängnisvolle Episode verschweigt die Legende, um keinen tieferen Schatten auf Methods Lebensende fallen zu lassen. Hatte sie doch eben erst in Kap. 12 die Gegnerschaft von Methods Orthodoxie in eitel Dunst und Nebel sich auflösen lassen; wie könnte sie zugeben, daß dieselben Gegner, zumal nach der Byzanzreise, desto energischer ihre alten (nur allzu berechtigten, s. u.) Vorwürfe gegen Method wiederholten, und so sich selbst dementieren? Allerdings deutet auch sie die ständige Bedrängnis Methods durch Gegner an; das Kap. 15 (von der Bibelübersetzung vom Jahre 883) leitet sie ja mit den vielsagenden Worten ein: »sich lossagend von allem Trubel und *seinen Kummer* Gott auflegend«; der Kummer, das sind eben Wichings stete Angriffe, die nach der Byzanzreise erst recht sich mehrten und 884 zur Katastrophe führten. Was die Legende verschweigt, bezeugt offiziell Rom, wiederholt

die griechische (bulgarische) Klemenslegende, bestätigt die Tradition.

Method hätte sich, als Wichings Angriffe und Verketzerungen ihm unerträglich wurden, nach Rom wenden sollen; er hätte dies vielleicht auch getan, wäre nicht inzwischen Johann VIII. gestorben (Ende 882), denn wie vor einem neuen Papst der kanonische Prozeß ausgefallen wäre, war gar nicht abzusehen. Statt Rom anzurufen, schleuderte Method selbst den Bann über Wiching, so Rom vorgreifend (das sich immer eifersüchtiger die Judikatur über Bischöfe in allen causae maiores vorbehielt) und sich schon dadurch allein ins Unrecht setzend.

Bezweifelte man doch im IX. Jhdt., ob ein Bischof überhaupt auf einen Laien das Anathema werfen könnte, außer mit der ausdrücklichen Zustimmung von Metropolit und Synode (Hinschius III, 8) und hier war jedenfalls Method Partei und Richter in einer Person. Er anathematisierte ja, nicht exkommunizierte bloß, seinen Gegner (*proklet* slavisch, nicht *otluczi*), und zwang diesen sofort, seinerseits nach Rom zu gehen, denn das Anathema Methods schuf mit einem Male unerträgliche Zustände in Mähren; es traf ja nicht Wiching allein, sondern alle, die zu Wiching hielten, seinen Gottesdienst besuchten, ja nur mit ihm verkehrten (in erster Reihe Sventopulk). Diesen Schimpf dafür, daß er das filioque einschob, lateinisch, nicht slavisch liturgierte, an Sonnabenden fasten ließ, mit anderen Worten dafür, daß er den römischen Standpunkt gegen den Griechen zähe verteidigte, durfte Wiching keinen Augenblick auf sich sitzen lassen und da wir ihn erst 885 bestimmt in Rom finden, nehme ich an, daß der

Bannfluch nicht viel früher gegen ihn geschleudert wurde — Methods unbesonnenster, leidenschaftlicher Schritt, der für sein eigenes Werk verhängnisvoll werden mußte. In dem Brief, den Stephan V. dem Wiching schon nach Methods Tode mitgab, geschieht dieses Bannes nur kurze Erwähnung, eigentlich Abfertigung: »Wer das Anathema zur Verunglimpfung katholischen Glaubens angesagt hat, auf sein Haupt wird dieses Anathema zurückfallen.« Die Klemenslegende, Kap. 7, bestätigt dies, nennt den (hyiopatorischen) Ketzer Wiching, den διὰ τοῦτο παρὰ τοῦ Μεθοδίου τῷ τοῦ ἀναθέματος σατανᾷ παραδοθέντα.

Dieser Bannfluch Methods, obwohl nicht sein erster (vgl. Kap. 11) noch einziger, hat auf das Volk offenbar tief eingewirkt, nur hat er in der Tradition eine merkwürdige Verschiebung erfahren. Zwanzig Jahre nach diesem Bannfluch verschwand »Mähren« wie von der Erdoberfläche für immer; auch von ihm hätte man sagen können, es ging zugrunde wie die Avaren (nach dem bekannten Sprichworte der russischen Chronik). Die Tradition symbolisierte diesen jähen Untergang durch das plötzliche, spurlose Verschwinden von Sventopulk selbst, mitten aus seinem Heere heraus, aber die Ursache davon erkannte sie in jenem Bannfluche des eigenen Erzbischofs und daher lesen wir bei Christian, Kap. 1, quapropter (wegen des halbheidnischen Wandels von »Swatopluk«) a pontifice (Methodio) pagus eius (Moravia) cum habitantibus incolis anathemate percussa, cum sulcis suis et fructibus diversis cladibus attrita, usque in hodiernum diem deflet. Einen Widerhall dieser Tradition finde ich in Polen; als hier, kaum zehn Jahre nach des Boleslaw Chrobry

glorreicher Regierung, das ganze Land so verwüstet darniederlag, daß sogar im Gnesener Dom wilde Tiere hausten, fährt die älteste Reimprosa der Landeschronik fort: quae plaga creditur eo toti terrae communiter evenisse, quia Gaudentius s. Adalberti frater et successor, *occasione qua nescio* dicitur *eam anathemate percussisse*; von Method und Mähren ist der Bann und seine Wirkungen auf Erzbischof Gaudentius und Polen übertragen. Polnische Geschichtschreibung hat das Rätsel dieses Bannes bisher nicht zu deuten vermocht; an den Prager Bann des hl. Adalbert vom Jahre 994 ist kaum zu denken.

Wohl hatte Johann VIII. den Diözesanbischof Wiching seinem Erzbischof in allem (sicuti sancti canones docent) gehorchen lassen, aber Wiching war keiner von den Priestern und Diakonen bloß, die Method nach einer fruchtlosen ersten und zweiten Verwarnung hätte aus Kirche und Land ohne weiteres weisen können und ebenso behält sich der Papst im Brief an Method von 881 ausdrücklich die Entscheidung des Streites mit dem Diözesan vor. Aber Method erlebte gar nicht mehr die Kassierung seines eigenmächtigen Vorgehens durch Rom, er starb, wie erwähnt, schon 6. April 885. Das letzte Kapitel seiner Legende ist sehr bemerkenswert, vielleicht sind seine Anfangsworte gerade auf jenen Bann gemünzt: »Nachdem er so nach allen Seiten hin alle Schuld *abgeschnitten* hatte (denselben Ausdruck, *otsěk*, brauchte der Hagiograph Kap. 1 gegen den Ketzer Macedonius), *stopfte er freche Mäuler*.« Als nun sein Ende heranrückte, fragte ihn seine Umgebung, wen von seinen Schülern er als seinen Nachfolger *von seiner Lehre aus*

(nicht von der römischen etwa) empfehlen möchte; er wies auf den Mährer Gorazd, einen Freien (denn wenn Sklaven zu Priestern geweiht wurden, gab es große Scherereien und Kosten, vgl. die Bestimmungen der Wormser Synode von 868), des Lateins geläufig und orthodox; der möge euch, wie mir, lieb sein; dies wurde dem Papste hinterbracht, als hätte Method gegen alles Recht sich selbst angemaßt, Gorazd zum Nachfolger einzusetzen, was durch die Canones streng verboten war, während doch nur ein Vorschlag, keine faktische Einsetzung, vorlag. In der Kirche selbst segnete er bezeichnenderweise nur den βασιλεύς, als dankbarer Grieche den mächtigen Hort der griechischen d. i. rechtgläubigen Staatskirche, denn mit Mähren verknüpfte den βασιλεύς kein anderes Band; dann den Landesherrn, Sventopulk, trotz des scharfen Gegensatzes, der den Fürsten und seinen Erzbischof fast in allem trennte; endlich das ganze Volk und seine slavische Klerisei; nur für Rom und den Apostolik, dem er doch allein seine Befreiung aus dem deutschen Kerker dankte, der ihn noch vor 5 Jahren so glänzend gerechtfertigt hatte, dessen Legat für die Slavenländer er war, nur für diesen hatte er höchst bezeichnenderweise gar kein Wort übrig. Und das ist weder Zufall, noch böswillige Umarbeitung eines späteren Photianers, der den Gruß an Rom unterdrückt hätte; die folgende Entwicklung zeigte, daß Method nicht umsonst 881 nach Byzanz gereist war; er hatte zwischen sich und Rom das Tischtuch zerschnitten, aber auch Rom war fertig mit ihm.

Ueber seinem Grabe allerdings einten sich noch einmal die Riten, um alsbald für immer auseinander-

zugehen; die Totenmessen wurden lateinisch, griechisch und slavisch zelebriert; der Erzbischof in der Domkirche bestattet, aber seitdem das alte Mähren vom Erdboden verschwunden ist, wissen wir nicht einmal, wo sich diese Domkirche auch nur befunden hat — wahrscheinlich in Velegrad, falls die »Großburg« Residenz des mährischen comes oder dux gewesen ist, aber wir wissen ja nicht einmal, wo diese ineffabilis Rastizi municio gelegen hat, trotz allen topographisch-archäologischen Streitens, vgl. die Literatur des Gegenstandes bei Novotny S. 339—341, und Ritig 91 f., ob sie in den Niederungen bei Ungarisch-Hradisch und Altstadt oder etwas nördlicher in dem seit dem 13. Jhdt. auftauchenden Velehrad [1]) zu suchen ist, wofür man sich heute lieber entscheiden möchte. Von Method ist somit (noch weniger als von Konstantin) keine materielle Spur seines persönlichen Wirkens übrig geblieben; ihr beider liturgisches Werk dagegen lebt noch heute ungemindert fort, freilich auf einem andern, zusagenderen Boden, auf den es erst im Gefolge einer neuen Katastrophe verpflanzt wurde.

VII.

Die Katastrophe in Mähren und der Erfolg in Bulgarien.

Wiching weilte längst in Rom, als ihn die Nachricht vom Tode seines erbitterten Gegners ereilte, falls

1) Die Legenden, getreu ihrem Stile, nennen nirgends den Sitz der mährischen Kirche; wenn Snopek meinte, daß in dem *velei graždanin* 'großen Bürger', eines Tropars auf Method Velegrad selbst genannt sei, übersetzte er die Stelle unrichtig.

man bei der Langsamkeit damaligen Verkehrs [1]) von Eile sprechen darf. Eine andere Verzögerung verursachte der rasche Wechsel der Päpste und erst der dritte Nachfolger Johanns VIII., Stephan V., fällte die autoritative Entscheidung. Er begnügte sich nicht damit, Wiching einen Brief an Sventopulk mitzugeben, der Wiching glänzend rechtfertigte, den verstorbenen Erzbischof der Irrlehre zieh und seine slavische Liturgie aufs schärfste (bei Strafe des Anathema) verbot, sondern er schickte alsbald, zur Untersuchung an Ort und Stelle, um nicht der Einseitigkeit geziehen zu werden, den Bischof Dominik mit den Priestern Johannes und Stephan und gab ihnen eine ausführliche Instruktion mit, deren Hauptteil uns erhalten ist; diese Instruktion, das commonitorium, und der vorausgegangene Brief ergänzen einander wechselseitig, was darum äußerst wichtig ist, weil man ohne das authentische commonitorium den Brief Stephans unbedingt als Wichingsche Fälschung verworfen hätte [2]).

1) Papst Nikolaus z. B. ließ noch vom 11. November 867 Briefe an den Cäsar Bardas adressieren, der seit 21. April d. J. bereits ermordet war und von Rom lagen Konstantinopel wie Velegrad ungefähr gleich weit fern.

2) Auch trotz dieser Stütze wird dieser Brief für unecht erklärt, oder zum mindesten für interpoliert durch einen Zusatz zugunsten Wichings gehalten, oder es wird mit einem non liquet Zweifeln Raum gelassen, was alles völlig überflüssig ist. Denn einmal beruft sich das commonitorium auf den Brief; dann wiederholt sich das anstößigste (wegen dessen der Brief als unverschämte Fälschung erklärt würde) wörtlich im commonitorium selbst; drittens ist der Brief Stephans, um zum Schaden auch noch Spott hinzuzufügen, vielfach wörtlich angelehnt an den Brief Johanns VIII., der gerade das Gegenteil von alle dem enthielt, was Stephan bestimmte! mit denselben Worten, mit denen Johann VIII. den Method rechtfertigt und

Stephan V. zeigte sich merkwürdig schlecht unterrichtet; zur Erklärung genüge, daß ihm Unkenntnis der Fakta auch in andern Angelegenheiten unterlief (z. B. in Sachen des Theodosius, des Metropoliten von Spalato, Ritig S. 131 f.). Daß Johann VIII. der slavischen Liturgie 880 ausdrücklich, nicht nur per conniventiam, Duldung angedeihen ließ, wird von Stephan V. ins Gegenteil verkehrt: Method hätte über dem Grabe Petri geschworen, nie wieder slavisch zu liturgieren — so eignete sich der Papst eine offenkundige Lüge Wichings an. Auf Wiching ist zurückzuführen, daß das Anathema Methods auch Fürst und Volk, nicht nur Wiching (und dessen Anhänger) traf, denn es versichert der Papst deren Schuldlosigkeit, sofern sie nur am römischen Glauben unverbrüchlich festhalten werden. Sonst enthält der Brief manches Bezeichnende: hatte Johann VIII. Sventopulk zu einem Schutzbefohlenen Petri gemacht, ihn als seinen Sohn bezeichnet u. dgl., läßt Stephan V. alle Ausdrücke weg, die auf irdische, politische Verhältnisse Bezug nähmen und spricht nur von rein geistigem Schutz und Vaterschaft (auch diese beabsichtigten Korrekturen des Textes von 880 dürften auf das Konto Wichings gesetzt werden).

Allerdings ist der Brief merkwürdig schlecht disponiert; seine beiden dogmatisch-disziplinaren Auseinandersetzungen (über das filioque im Symbol und die Fasten) sind getrennt durch die Anerkennung Wichings und die Verwerfung Methods, die doch zusammengehören; noch viel schlimmer ist die Verwirrung

---

die slavische Liturgie gestattet hatte, rechtfertigt Stephan den Wiching und verbietet die Liturgie. Der Hohn war beabsichtigt; das setzte Wiching in der päpstlichen Kanzlei für Geld und gute Worte durch.

zu Anfang, wo viel Ueberflüssiges, ja Unverständliches zu finden ist. So ist der ganze Absatz: Tuam devotionem amplectimur — a qua omnes ecclesiae sumpserunt exordium, eine lästige Wiederholung des vorausgegangenen Absatzes: Igitur quia orthodoxae fidei anhelare te studio audivimus — ut Petri fidem infamet (worauf noch ein reiner Unsinn folgt: pro quo verbum Dei in duabus naturis existens quod natura servi autem natura contulit deitatis), in dem sich besonders heraushebt die Anspielung auf die Rolle Methods in den Worten: ora orthodoxam fidem blasphemantium, und das: tantum blasphemiae barathrum, ut Petri fidem infamet. Daraus, nicht aus dem sonstigen Inhalt, könnte man allerdings Verdacht gegen authentische Ueberlieferung des Papstbriefes schöpfen, was aber an der Sache selbst nichts ändert.

Dagegen enthält der Brief mit keinem Worte eine Ernennung Wichings an Stelle des verstorbenen Erzbischofs, wie immer wieder behauptet wird; der Diözesan war von seinem Metropoliten, wenn ich Method so nennen darf, gebannt und mußte daher erst von Rom rehabilitiert werden, ehe er in seinem Nitra seines bischöflichen Amtes wieder walten konnte. Aber von einer Versetzung Wichings vom Sitz in Nitra nach Velegrad konnte schon darum keine Rede sein, weil das IX. Jhdt. keinerlei bischöfliche Versetzungen kannte oder anerkannte [1]). Auch hatte der Landesherr, nicht

1) Demselben Wiching, Bischof von Nitra und Kanzler Kaiser Arnulfs, ist ja vom Kaiser das erledigte Passauer Bistum übertragen worden; der bayrische Episkopat kassierte einfach diese Versetzung als eine ungesetzliche; es ging ja der Bischof eine geistige Ehe mit der Kirche seines Sprengels ein, die ebenso unauflöslich war wie eine weltliche. Vgl. Hinschius II, 522. Aus demselben Grunde konnte

der Papst, den Bischof zu ernennen, also durfte Stephan V. dem Entschlusse von Sventopulk nicht vorgreifen. In dem Commonitorium wird ja ausdrücklich von (Gorazd,) dem Nachfolger, den sich Method selbst ernannt hätte, gefordert, in Rom zu erscheinen und hier seine Sache zu führen. Sonst enthält der Brief Paraphrasen des Briefes Johanns VIII., und die beiden Auseinandersetzungen über das filioque und die Fasten, s. u.

Nun war der Weg für Sventopulk klar vorgezeichnet. Er war zwar kein Glaubenseiferer; aber er hielt fest zu Rom, mochte ihm auch der Papst, der selbst im Abendlande nach Hilfe sich umsah, keine Hilfe gewähren können. Diese, fast möchte man sagen, innigen Beziehungen zu Rom (bekanntlich suchte noch 890 Stephan V. durch Sventopulk auf Arnulf einzuwirken, daß dieser nach Italien ziehe), drohte Method zu durchkreuzen; diesem Wirrwarr mußte gesteuert werden; Rom hatte das entscheidende Wort gesprochen; am Fürsten lag nur, die Konsequenzen zu ziehen und das päpstliche Urteil zu vollstrecken. Dieses Urteil fällte ja nicht etwa Wiching allein: die päpstlichen Delegierten waren es, die nach Vernehmung der Parteien an Ort und Stelle die Methodianer als die Schuldigen erklärten, die entweder Buße tun und ihre Irrtümer abschwören oder aber als Gebannte das Land verlassen sollten; es erwählten die meisten Methodianer das letztere; verfolgt und geschmäht als Ketzer und Irrlehrer wurden sie über die Grenze gebracht, die jüngeren unter ihnen sogar an Juden als Sklaven ver-

Bischof Formosus nicht Erzbischof der Bulgaren werden, was bekanntlich Boris dem Papste Nikolaus I. sehr übel genommen hat.

kauft, alle ihrer Habe beraubt und tätlich angegriffen: die erste Glaubensverfolgung auf slavischem Boden! Im Süden, jenseits der Donau, namentlich in Bulgarien, fanden sie Aufnahme und mit ihnen Methods Werk, wofür im slavischen, lateinischen Westen kein Raum gegeben war; sogar die Griechen, mochte auch ihnen die slavische Liturgie ebenso wenig wie den Römern gefallen, nahmen sich ihrer wärmer an (nicht umsonst hatte Method 882 den Boden dafür vorbereitet), kauften in Venedig von den Juden die Sklaven frei und brachten sie nach Konstantinopel (noch bei Lebzeiten des großen Mazedoniers?), wo sie in Amt und Würden wieder eingesetzt wurden [1]).

Mußte es so kommen? ist namentlich, wie dies bisher immer, sogar von seiten deutscher Historiker geschah, Sventopulk irgend ein Vorwurf zu machen, daß etwa der kurzsichtige Barbar die Tragweite einer nationalslavischen Kirche nicht erkannt und seinen nationalen Staat seiner verläßlichsten Stütze beraubt hätte?

Nach einem russischen Sprichwort tritt man nicht in ein fremdes Kloster mit seiner eigenen Regel ein; weil Method dies nicht beachtete, mußte sein Werk

1) Nähere, natürlich mit den krassesten Wundergeschichten ausgeschmückte Einzelheiten gibt die Legende des bulgarischen Klemens; dasselbe, ohne die Wunder, berichtet die neu gefundene Legende des Naum (Schüler von Method, wie Klemens selbst); beide sind sich gleich in ihrem Hasse gegen die Häretiker d. i. Lateiner. Die Klemenslegende berichtet auch ein Märchen von einer Gerichtsverhandlung vor Sventopulk, wo dieser den Reinigungseid den streitenden Parteien auferlegt hätte; den Eid schworen sofort die Lateiner vor den Methodianern, die so unterlegen wären. Aber Sventopulk hatte weder Lust noch Macht, in Glaubenssachen zu entscheiden; die Entscheidung trafen die Delegierten des Papstes.

in Mähren entwurzelt werden. Worin unterschied sich nun Methods »Regel« von der römischen?

Was die Liturgie anbelangt, betraf der einzige Unterschied die Sprache allein; Konstantin und Method liturgierten römisch, nicht etwa byzantinisch, aber in slavischer, nicht in lateinischer Sprache. Ich bin überzeugt, daß Konstantin-Method schon in Mähren und Pannonien, noch vor der Romreise, nach römischem Ritus, den das Volk bereits gewohnt war, die Messe lasen; denn in allen Klagen, die 870—885 gegen sie gerichtet werden, wird immer nur die Verschiedenheit der Sprache, niemals dagegen Verschiedenheit des Ritus, hervorgehoben. Snopek behauptet daher mit Recht, daß die Angabe der Legende, Kap. 15, Konstantin, in Mähren angekommen, hätte alsbald das ganze Rituale »übersetzt (oder »übernommen«, die Lesung *prěloż* oder *prějim* ändert nichts an dem Sinn), sich auf das römische bezieht. Bekanntlich besitzen wir noch Reste des von Konstantin übersetzten römischen Missales [1]); auf die römische Messe weist auch der ständig in den Legenden wiederkehrende Ausdruck

1) Die sog. Kiever Fragmente, die der Archimandrit Antonius aus Jerusalem nach Rußland gebracht hat. Diese Kiever Blätter enthalten noch eine Merkwürdigkeit, weisen nämlich auf die einzige Konzession hin, die vielleicht noch Konstantin-Method selbst dem einheimischen, mährischen Idiom gemacht haben. Der auffallendste Unterschied zwischen dem Mährischen des Landes und dem Salonischen der Brüder bestand nämlich darin, daß die Mährer *c*, *z* sprachen, die Brüder *št*, *žd*, mährisch *noc*, *daz*, salonisch *nošt*, *dažd*. Die Kiever Blätter enthalten das reinste Salonischslavisch, bis auf dieses mährische *c*, *z*. Ob schon die beiden Brüder (oder Method allein) das Prinzip einer einheitlichen Kirchensprache in diesem einen Punkte durchbrachen oder ob dies erst nach ihnen und ohne sie geschah, ist nicht mehr auszumachen.

msza d. i. missa, ein »Pannonismus«, statt des slavischen *služba* oder des griechischen *liturgija*. Daß die beiden Brüder oder Method allein daneben auch für die Zwecke ihrer griechischen Kirche, die in Konstantinopel übliche Liturgie des Chrysostomus (und die ausführlichere des Basilius?) übersetzt haben, braucht nicht bestritten zu werden; eingeführt haben sie sie in Mähren-Pannonien gewiß nicht.

Diese slavische liturgische Sprache war nun das eine Streitobjekt; wie sich Hadrian II. dazu stellte, wissen wir nicht sicher, da meine Vermutung seiner stillschweigenden Gewährung unerweislich ist. Johann VIII. hat sie 873 ausdrücklich verboten und 879 an dieses Verbot erinnert; Stephan V. hat sie bei Strafe des Anathema 885 endgültig verboten; dieses Verbot wurde im X. und XI. Jahrhundert mehrfach erneuert; Gregor VII., der die liturgische Einheit des Abendlandes endgültig sicherte, hat dem böhmischen Fürsten Vratislav sogar für das einzige Benediktinerkloster in Sazava, wo die slavische Liturgie durch dessen Mitbegründer, den hl. Prokop, eingeführt war, deren Erlaubnis verweigert [1]), 1080. Bedeutete nun Stephans Verbot etwa die völlige Vertreibung des Slavischen aus der Kirche? Mit nichten, denn in einem Atem verlangte der Papst ausdrücklich zur Erbauung des unwissenden Volkes Evangelium und Apostel in seiner Sprache von Kundigen ihm zu deuten. Wären nun Methods Jünger von ihrem Meister zu irgend einem

1) Meist wird dargestellt, als ob Vratislav für ganz Böhmen um die slavische Liturgie beim Papste nachgesucht hätte; daß es sich dabei nur um das Sazavakloster gehandelt hat, hat zuletzt V. Novotný, in der böhmischen Ztschr. f. neuere Philologie, II (1912), S. 289 ff., erwiesen.

Respekt vor Roms Autorität erzogen worden, so hätten sie sich diesem Verbote unbedingt fügen und die slavische Liturgie durch die lateinische ersetzen müssen, in der Hoffnung, daß von einem anderen Papste, unter einem anderen Fürsten, Aufhebung des Verbotes wieder erlangt werden könnte; unter dem Vorwande der nötigen Erbauung des unwissenden Volkes konnten sie doch ihrem Slavisch weiten Spielraum auch ferner sichern. Unter ähnlichen Verhältnissen haben ja die Kroaten alle Ungunst der Zeit, alle Verbote der Synoden und Päpste überdauert und endlich 1248 die Bestätigung ihrer consuetudo terre, ihrer littera specialis in divinis officiis celebrandis (d. i. ihrer slavischen liturgischen Sprache mit glagolitischer Schrift), von Innocenz IV. erhalten. Die Methodianer in Mähren handelten anders, sie trotzten einfach dem zu Recht ergangenen, ausdrücklichen Verbot des Papstes und mußten daher die Folgen ihres Verhaltens tragen: nur wirft dies ein gar sonderbares Licht auf die angebliche lautere römische Gesinnung, die ihnen und ihrem Meister angedichtet wird.

Im Dogma gab es nur eine Abweichung, in Bezug auf das filioque. Rom lehrte, daß der hl. Geist vom Vater und Sohn, Photius und seine Griechen, daß er vom Vater allein ausgehe; dasselbe lehrt die Slaven die Methodlegende Kap. 1 »von demselben Vater geht auch der hl. Geist aus« und spricht Kap. 12 von dem Teufel, der gegen Method die da kranken an der hyiopatorischen Häresie aufstachelte. Noch schärfer spricht die Klemenslegende, die den ganzen Streit zwischen dem »Erzhäretiker Wiching« und den Methodianern um das Filioque allein sich drehen läßt.

In zwei Homilien, die dem bulgarischen Klemens zugeschrieben werden, finden wir denselben rein photianischen Standpunkt; allerdings werden die Gegner nur einmal als Franken, sonst immer mit einem ganz unbestimmten Ausdruck, »einige«, bezeichnet. Diesen beredten Zeugnissen gegenüber gehen unsere »Römlinge« von der bekannten juristischen Taktik aus: primum negare; sie leugnen einfach, daß alle diese Lehren und Meinungen e mente Methodii und seines unmittelbaren Schülers (Klemens) wären; das wären Arbeiten oder Umarbeitungen von einem späteren Verfechter des photianischen Dogmas. Einen Beweis für diese angeblichen Ueberarbeitungen haben sie jedoch nicht erbracht. Sie stützen sich weiter auf die »Dokumente« (d. h. die Papstbriefe); nach dem einen sei ja Method vom Papste ausdrücklich als rechtgläubig anerkannt; Stephan, der die katholische Lehre vom Ausgange des hl. Geistes den Mährern ausführlich mitteilt, erwähne mit keinem Worte des Photius und seines Dogmas, folglich wäre es auch nicht in Mähren anzutreffen gewesen. Sie beachten nicht, daß Stephan auch in der Fastenfrage nur den römischen Standpunkt darlegt, ohne des gegnerischen auch nur zu gedenken, daß daher sein Schweigen nichts zu beweisen vermag. Und was die Anerkennung Methods durch Johann VIII. betrifft, namentlich daß er das Symbol des rechten Glaubens so glaube und bei der Messe singe, wie es die römische Kirche glaubt und die Väter überliefert haben, so konnte dies Method 880 mit gutem Gewissen tun, auch wenn er Photianer war, weil ja die römische Kirche damals noch selbst das filioque im Symbol nicht hinzufügte. Erst Stephan V. gab

dieser Forderung der westlichen Kirchen nach und verlangte von den Mährern das so erweiterte Symbol, aber diesem Gebote kamen sie nicht nach. Wäre dies nur eine Verletzung der Disziplin, wie Snopek behauptet, wären auch die Methodianer einer dem römischen Dogma nahe stehenden Ansicht gewesen, so müßten wir uns wiederum über ihren schlecht angebrachten Trotz wundern; auch stünde die Strafe, die sie traf, in keinem Verhältnis zu ihrer Schuld. Gerade weil wir stets diesen Ausgang des Streites im Auge haben, können wir die Verschiedenheit des beiderseitigen Standpunktes nicht leicht nehmen.

Dasselbe wiederholt sich bei der Fastenfrage. Die römische Kirche ließ auch an den Sonnabenden fasten, was ihr Photius 867 vorwarf; Method hat auch hierin, ganz überflüssigerweise, den griechischen Standpunkt eingenommen, obwohl es ihn, wie seine Schüler, wenig gekostet hätte, sich dem römischen Brauche zu fügen, falls ihnen an dem Einvernehmen mit Rom wirklich gelegen war. In der Kraftprobe, die sie nun gegen Rom anstellten, mußten sie unterliegen; sie täuschten sich offenbar über ihre Stärke, ihr Anhang dürfte sie im entscheidenden Augenblick verlassen haben, wenigstens wissen weder die Klemens- noch die Naumlegende von irgend einem Eingreifen zu ihren Gunsten zu berichten; die 200 Methodianer (die Zahl verdanken wir der ruhmredigen Klemenslegende) verlassen ungeleitet und unbeklagt das Land; sogar die Abwesenheit des Fürsten ermutigt keinen Mährer, sich ihrer irgendwie anzunehmen. Kläglicher hätte die Sache nicht endigen können. Mit anderen Worten: das Volk verhielt sich Method und seiner

slavischen Kirche gegenüber ebenso gleichgültig, wie der Landesherr selbst. Und nicht ohne Grund. Wenn das polnische Volk den hl. Adalbert 996 verspottete, weil er böhmisch nicht polnisch fragte, konnten sich auch 885 die Mährer für das salonische Slavisch nicht besonders erwärmen, wie die Facta beweisen. Dem halte man nur entgegen die obligaten Phrasen, wie: »die ganze Popularität seiner (d. i. Methods) apostolischen (!) Wirksamkeit basierte auf der slavischen Liturgie. Diese hatte für die damaligen Slaven (Mährer) diesen unwiderstehlichen Zauber« usw. Den konnte sie eher für Bulgaren haben, zu denen sie in ihrer eigensten Sprache sprach, nicht für Mährer.

Und so wurde Methods Werk in Mähren ohne Sang und Klang mit Recht zu Grabe getragen: es fällt einfach die Teilnamslosigkeit aller Beteiligten auf. So scheinen die Methodianer keinen Versuch gemacht zu haben, an Rom zu appellieren. Keine einzige angesehenere Person im Lande scheint sich ihrer angenommen zu haben; Methods Werk war auf sein paar Augen gestellt und nach seinem Tode konnte es auf einen Schlag entwurzelt werden.

Charakteristisch bleibt das Verhalten von Svetopulk; wie sein Vorgänger Rostislav steht er dem Christentum ziemlich gleichgültig gegenüber. Er begnügte sich nach 885 mit Bischof Wiching in Nitra; den erzbischöflichen Sitz nahm niemand mehr ein (Wiching dürfte von Nitra aus auch über Velegrad gewaltet haben), und als auch Wiching ihn verließ, blieb die Kirche in ganz Mähren ohne jedes Oberhaupt. Erst Moimir II. erlangte um 900 eine Reaktivierung der alten kirchlichen Organisation; Johannes IX. entsandte

nach Mähren einen Erzbischof und zwei Bischöfe für die neue Kirchenprovinz — wir erfahren nicht einmal, wer sie waren, wohl Mährer. Vergebens protestierten gegen diese »Schmälerung des Passauer Sprengels« die bayrischen Bischöfe beim Papste in einem Schreiben, das wohl im ganzen Mittelalter den Rekord der Verlogenheit hält; Rom wird sich daran einfach nicht gekehrt haben und der mährischen Kirche bereiten nicht der bayrische Episkopat, sondern die Magyaren ein rasches Ende. Mojmirs Botschaft an den Papst war wohl von dem Brief Johanns VIII. von 880 ausgegangen; dagegen dürfte sie nicht mehr die slavische Kirchensprache verlangt haben, was nur vernünftig war. Der bayrische Episkopat gab den Bischof Wiching zu (für Nitra), ignorierte das mährische Erzbistum, als ein ungesetzliches, gegen Passaus Privilegien errichtetes; in dem ganzen Streite (über den wir ja nur einseitig unterrichtet sind), ist der Name Method nicht genannt, von mährischer Seite vielleicht absichtlich.

In Wirklichkeit war es etwas anders; weder Methods Name noch sein Werk waren spurlos vertilgt; die slavische Liturgie erhielt sich, wenn nicht in Mähren selbst, so doch im benachbarten Böhmen, wenn auch vereinzelt, bis um das Ende des XI. Jhdt., und Methods Name und Persönlichkeit, mochte sie auch ein Cosmas (bis auf die Angabe bei Borivojs angeblicher Taufe) verschweigen, das ehrwürdige Bild des reinen, selbstlosen, energischen Kirchenfürsten war nicht so leicht aus dem Gedächtnis der Mit- und Nachwelt auszutilgen. Ein beredtes Zeugnis dafür liefert Christians Ludmila- und Wenzelslegende aus dem

Ende des X. Jhdt., deren erstes Kapitel dem S. Quirillus und Metudius gewidmet ist. Bedeutung, Alter und Echtheit dieser Legende ist bekanntlich erst unlängst von Jos. Pekař erwiesen, vgl. sein Hauptwerk, die Wenzels- und Ludmila-Legenden und die Echtheit Christians, Prag 1905, 443 S.; er traf zwar damit auf entschiedenen Widerspruch bei Bretholz u. a.; V. Novotný stellt eine vernichtende Arbeit in Aussicht, die unumstößlich, daß Christian nach, nicht vor Cosmas gehöre, erweisen wird; auch Jagić äußert seine Bedenken; ich halte an den Ausführungen von Pekař fest, ohne dies hier näher zu begründen. Bei Christian ist die chronologische Perspektive merkwürdig verschoben; auch weiß er nichts von einer Haupttat seines Cyrill, von der Auffindung der Klemensreliquien; ihm blieb die römische Legende fremd und die Bedeutung des Klemenskultus (außerhalb von Rom, Byzanz und Cherson), für das IX. und X. Jhdt., ist ganz außerordentlich übertrieben worden (man wollte ja einst nach Klemenskirchen das Itinerar der Slavenapostel feststellen!); nebenbei gesagt, ist schon dies mit ein Argument für das Alter Christians. Für Christian sind nach einer vorübergehenden Christianisierung Mährens die Slaven-Bulgaren zuerst bekehrt; nachher unternahm dasselbe für die Mährer der Grieche Cyrill, der auch ein besonderes Alphabet erfand und die hl. Schrift u. a. ins slavische übersetzte, ja auch die Messe u. a. slavisch las, was noch heute die Bulgaren und andere Slaven tun, wodurch Christo desto mehr Seelen gewonnen werden. In Rom wird Cyrill deswegen vom Papste und den Schriftgelehrten angegriffen, aber auf seine demütige und doch entschiedene Verteidigung

hin (deren Hauptargument wir oben bereits anführten), wird ihm diese Freiheit feierlich gewährt; in Rom wird er Mönch und stirbt. Sein Bruder Metudius war in Mähren verblieben und wirkte hier so erfolgreich, daß er vom Landesfürsten (gemeint ist Rostislav, dessen Namen Christian jedoch nicht kennt), zum Erzbischof und unter ihm sieben Bischöfe (die Zahl kommt auch in den Fälschungen des Bischofs Pilgrim von Passau vor), ernannt wurden. Der Teufel stachelt Svatopulk gegen den Oheim auf; er vertreibt ihn aus dem Lande, blendet ihn und will ihn vergiften (das Wunder vom unschädlichen Gift, wie in der Konstantinlegende von dem Heiligen selbst); dieser neue Herrscher tritt nun in solchen Gegensatz zu dem Erzbischof, daß dieser ihn und sein Land mit dem Banne belegt hat (vgl. o.). Dazu kommt noch aus Kap. 2 die Erzählung von der Taufe Borivojs durch den praesul Metudius, die dem Muster, wie in der Conversio Bagoariorum et Carantanorum der Salzburger Priester Ingo gegen die heidnischen Slaven in Kärnten und Pannonien verfuhr, nachgebildet sein könnte und auf dem alten Verbot, daß Christen und Heiden nicht zusammen zu Tische sitzen, beruht[1]).

Während Christian weder die römische noch die slavischen Legenden gekannt hat, beruht die russische (»Nestor«) auf den slavischen Legenden; sie erweitert die Worte der in Konstantinopel erscheinenden mäh-

1) Pekař hat a. a. O. das erste Kap. Christians S. 177—192 analysiert; in Einzelheiten kann ich ihm nicht beistimmen; nirgends erzählt Christian, daß Methudius aus Rom zu den Mährern wieder gekommen wäre, und am allerwenigsten geht es an, Christians Zeugnis etwa gegen die Methodlegende geltend zu machen. Pekař nimmt auch die Taufe Borivojs als Faktum hin, was wir oben bestritten.

rischen Boten (wir verstehen weder griechisch noch lateinisch); läßt den Vater der Brüder noch am Leben sein und sie aus Saloniki nach Byzanz schicken, Method in Mähren zurückbleiben, dagegen Konstantin zurückkehren und Lehrer des bulgarischen Volkes werden (was nach andern, ebenso verläßlichen Quellen Method war!); für den Russen war ja Hauptgrund seiner Berücksichtigung der beiden Brüder das Faktum der Erfindung des slavischen Alphabetes und Uebersetzung der hl. Schrift. Die weiteren Auswüchse der Legende (z. B. in der sog. mährischen die Entführung der Leiche Cyrills durch Method aus Rom u. dgl.) beanspruchen kein Interesse.

Mähren (und die Westslaven überhaupt) verloren nichts, als sie die südslavische Liturgie verloren; desto mehr gewannen damit die Südslaven selbst, namentlich die Bulgaren. Das Latein war ja nur die kosmopolitische Sprache der katholischen Christenheit und bedrohte niemandes Nationalität; die griechische Kirchen- und Kultursprache dagegen lieferte die Bulgaren rettungslos dem Einflusse ihrer nächsten und gefährlichsten politischen Gegner aus, mit denen es keine Kompromisse, nur einen Kampf auf Tod oder Leben gab. Die slavische Kirchensprache ward für die Bulgaren ein Rettungsanker förmlich. Neben gewissen Garantien für die bedrohte Nationalität brachte diese slavische Kirchensprache in ihrem engen Anschlusse an das Griechische noch einen bedeutenden Gewinn. Die zahlreichen Uebersetzungen schufen mit einem Male eine verhältnismäßig reiche Literatur in der Landessprache, mit der sich in Europa, außer der irischen etwa, keine andere damals vor 950 messen konnte. Freilich auch einen

großen Nachteil zeitigte diese Literatur; sie war und blieb einseitig, ausschließlich kirchlich, wie etwa die koptische, armenische u. a.; es kam so weit, daß die Südslaven nicht einmal die Anfänge historischer Literatur entwickelt haben! Im Grunde genommen verblieb es bei dem, was im ersten Anlaufe gewonnen war, bei den wenigen und bescheidenen originalen Leistungen und der Fülle von Uebersetzungen aus der ersten Hälfte des X. Jhdt.s, zumal aus des bulgarischen Zaren Simeon Zeit. Die gerade in Bulgarien übliche Kirchensprache erforderte keinen Schulunterricht; ein systematisches Lehren und Lernen war somit überflüssig und die Folge war, namentlich als die politischen Lebensbedingungen der Nation sich endgültig verschlechterten, ein langsames Erstarren auf allen geistigen Gebieten, eine Unbeweglichkeit der Geister, zuletzt ein völliges Zurückbleiben hinter aller Kultur.

Auch solche Gefahren barg somit die kirchenslavische Sprache — aber hier hört unsere Aufgabe auf: sie war eigentlich, wie bei den Hagiographen selbst, mit dem letzten Atemzuge des großen Slavenlehrers bereits beendigt, doch konnten wir nicht umhin, einige Perspektiven dessen, was auch noch die Zukunft bringen sollte, zu eröffnen. Und so kamen wir auf dieses Bulgarien zu sprechen, dessen in den Legenden keinerlei Erwähnung geschieht, dessen wir auch darum nicht gedachten, kaum mit ein paar Worten streifend die Streitigkeiten zwischen Papst und Patriarch um dieses Land, das ja erst der bilderstürmende Kaiser Rom entzog, während nach der ursprünglichen Einteilung fast der gesamte Balkan zu Rom gehörte. Erst hier sei daher auf das merkwürdige Faktum hingewiesen, daß, so geflissentlich

auch die Legenden von Bulgarien schweigen, so vieles in ihnen gerade auf Bulgarien gemünzt zu sein scheint oder wenigstens durch Rücksicht auf die Vorgänge in Bulgarien eingegeben ist.

Meine Ausführungen über Erfindung der mährischen Botschaft u. dgl. mußten unglaublich klingen; wie wären nur die Legenden darauf gekommen, wenn dies nicht war wäre, so mußte man sich unwillkürlich sagen. Und dies alles hat sich auch wirklich zugetragen, nur — nicht in Mähren, sondern in — Bulgarien. Nach Bulgarien nämlich, nicht nach Mähren, sind gekommen 865 die Missionäre, Deutsche, Wälsche, Griechen, die »verschieden« lehrten; mit was für Zeug gerade die lieben Griechen den Bulgaren damals die Köpfe verwirrten, darüber haben wir klassische Zeugnisse in den bulgarischen Anfragen an Papst Nikolaus I. Nicht die Mährer, wohl aber die Bulgaren haben, und zwar mit gutem Recht, sowohl in Rom wie in Konstantinopel (ja auch in Deutschland), um Missionäre ersucht. Nicht die Mährer, wohl aber die Bulgaren, haben ihre Geistlichen (einmal griechische, dann lateinische wieder) aus dem Lande getrieben, wozu, zum größten Leidwesen Methods, die Mährer nicht zu bewegen waren. Nicht für Mährer, wohl aber für Bulgaren war die Zurückweisung jüdischer und mohamedanischer Angriffe auf das Christentum dringend notwendig, weil nicht in Mähren, wohl aber in Bulgarien Mohamedaner usw. für ihren Glauben wirkten, wie uns darüber die Bulgaren selbst berichten. Nicht in Mähren und unter seiner fränkischen Geistlichkeit, wohl aber in Bulgarien gab es Manichäer, die dem Teufel Anteil am Schöpfungswerk zusprachen und gegen die die Legende eifert. Für Bulgarien end-

lich, weniger für Mähren, war der slavische Dialekt der Brüder passend. Daß Konstantin und Method bei ihrem Werke das ihnen nächste Bulgarien ganz außer acht gelassen hätten, ist unwahrscheinlich; war doch ihr Werk gerade für dieses Bulgarien wie geschaffen. Aber Bulgarien war schon längst der griechischen Mission erschlossen, und da zögerten die Brüder, deren Kreise durch ihre slavische Propaganda zu stören; sie wandten sich lieber nach Mähren, wo keine Griechen zu finden waren, verließen aber sicherlich Bulgarien nicht aus den Augen. Die bulgarische Klemenslegende berichtet ausdrücklich von einem geistigen Verkehr oder Einfluß von Method auf Boris; dies mag ja übertrieben sein, berichtet sie doch daneben, daß Method noch nach 869 den Rostislav täglich mahnte und lehrte, während dieser bereits in deutscher Gefangenschaft schmachtete. Seine Legende meldete darüber nichts, weil dies in ihren knappen, hagiographischen Rahmen nicht hereinpaßte, aber daß namentlich die Reise nach Byzanz 881/82 mit Rücksicht auf Bulgarien unternommen war, daß daher die Initiative zu ihr von Method, nicht von Basilius oder Photius ausging, kann unbedenklich angenommen werden. Methods römische Illusionen waren 881 wohl endgültig verflogen; er wies Kaiser und Patriarch auf die Notwendigkeit der slavischen Kirchensprache für Bulgarien hin und fand williges Gehör (ohne Kampf scheint in Bulgarien die griechische Liturgie der slavischen, wenn auch erst später, gewichen zu sein); freilich, nicht Boris, erst Simeon erkannte und würdigte voll die Bedeutung der slavischen Kirchensprache für sein eigenes Volk. Ich möchte daher in den Legenden trotz ihres völligen (absichtlichen?) Schweigens

über Bulgarien eine Widerspiegelung faktischer bulgarischer Verhältnisse wie deren Berücksichtigung annehmen; Bulgarien, nicht Mähren, wurde denn auch der richtige Boden für das Werk der salonischen Griechen.

Im Westen hat es sich, trotz seines nicht zu leugnenden Vegetierens in Böhmen im X. und XI. Jhdt. (wofür sich die Zeugnisse stetig mehren), nicht zu behaupten vermocht; ebenso blieb es dem polnischen Boden völlig fremd. Von den Südslaven kam dann südslavische Liturgie und Literatur zu den Ostslaven, Russen, und feierte hier erst ihren größten Triumph; Wladimir der Große entschied sich unter den Juden, Sarazenen, Wälschen, Griechen, die die Legende an seinem Hof des Glaubens wegen versammelt, für Annahme des griechischen Christentums, in seiner südslavischen Form. Damit erst gewann griechische Kirche und südslavische (sich langsam der russischen annähernde) Kirchensprache ihre größte Ausdehnung in Europa. Erst im XVIII. Jhdt. befreite sich das Russische endgültig von dem südslavischen Joche; später noch warfen auch das Serbische und Bulgarische die ihre eigene Volkssprache beengenden Fesseln der Kirchensprache ab. Die Sprache Konstantins und Methods, allerdings im Lauf der Jahrhunderte nicht unwesentlich alteriert, ist heute noch Sprache der slavischen orthodoxen Kirche und eines Häufchens katholischer Kroaten am adriatischen Meere.

VIII.

Nachwort.

Vor zehn Jahren veröffentlichte ich zuerst diese Ansichten über die Wirksamkeit der beiden Slaven-

apostel in Feuilletons und Aphorismen, nicht in zusammenhängender Darstellung. Selten erfuhr eine andere Ansicht eine gleich einmütige Abweisung; man warf mir, wenn man überhaupt davon Notiz nahm, tendenziöse Entstellung, Uebertreibung, Unkenntnis oder Verständnislosigkeit der Quellen vor; Jesuiten und Panslavisten verurteilten mich unisono; ein russischer Philologe (Szczepkin) machte Leskien zum Vorwurf, daß er überhaupt meiner gedacht hätte; andere allerdings schrieben ganze Bücher gegen mich, so Potkański und Snopek.

Aber schon 1903 waren meine Aeußerungen das Ergebnis gründlichen Durchdenkens des Stoffes und einer nicht allzu oberflächlichen Kenntnis des Quellenmaterials; seitdem habe ich die einschlägige Literatur, soweit sie mir zugänglich war, sorgfältig berücksichtigt, doch hat sie mich in meiner Auffassung von Quellen, Menschen und Zeiten nicht um ein Haar ins Wanken gebracht. Jede neue gegen mich gerichtete oder mich ignorierende Darstellung dieser Episode bewies mir nur die Richtigkeit meiner Anschauung. Diese wird wohl schließlich durchdringen, aber um der Wahrheit die Bahn rascher frei zu machen, gab ich hier eine zusammenhängende Darstellung dieser interessanten, welthistorischen Episode.

Zum ersten Male sind die einzigen authentischen Quellen, die beiden slavischen Legenden, nach ihrem wahren Wert voll gewürdigt; auf sie gestützt, brauchte ich eine Menge falscher Ansichten, die man ohne oder gegen die Legenden vortrug, gar nicht zu berücksichtigen — man folgere ja nicht aus meinem Schweigen, daß ich sie nicht kenne. Während noch ein Novotný

z. B. von unentwirrbaren, unklaren Verhältnissen spricht (namentlich für die Zeit um 870), habe ich auf Grund speziell der Methodlegende alles »rätselhafte und verschleierte« aus meiner Darstellung beseitigt. Ebenso sind die Papstbriefe, die ja nur einige wenige Momente von Methods Tätigkeit betreffen, voll gewürdigt.

Trotz der absoluten Verläßlichkeit der Legenden habe ich, nicht nur an ihrem Texte, die notwendige Kritik geübt; mir fehlte der blinde Buchstabenglaube, der andere z. B. einen ehrwürdigen, christlichen, magyarischen König im IX. Jhdt. finden ließ! Zu dieser Erkenntnis von Textesfehlern, die nur ein Blinder nicht zu sehen vermag, zu der richtigen Erklärung unbeachteter Einzelheiten (z. B. die Titulatur der Legende; Method Kap. 12 u. a.), kam hinzu, daß ich die Legenden nicht nur einfach hagiographische, sondern auch apologetische Zwecke verfolgen ließ; daß sie das in Europa unerhörte Faktum der slavischen Liturgie vor allem als ein gottgefälliges Werk über alle Zweifel hinaus zu erheben hätten. Ich nahm nicht ohne Grund an, daß etwa, wie Konstantin die griechische Schrift stilisierte, um daraus seine glagolitische zu gewinnen, ebenso auch die Legenden die Wahrheit verschnörkelten, um das Lebenswerk ihrer Helden vor jeder Anfechtung zu sichern. Es hieß nun, ihre Darstellung aller dieser Schnörkel zu entkleiden; ob dies mir gelungen ist, darüber mag der Leser entscheiden.

Man erwäge die peinlich genaue Chronologie der letzten Kapitel der Methodlegende, die zufällig durch authentische fremde Quellen zu kontrollieren ist: ihr Kap. 12 bezieht sich auf die Vorgänge von 880; im 13. wird die Reise nach Byzanz erzählt, die 881 auf

882 stattgefunden hat; 14. ist eine allgemeine Betrachtung dieser vielen Reisen und Gefahren; 15. erzählt die Bibelübersetzung von 883; 16. die Begegnung mit Karl III. im Herbst 884; 17. den Tod April 885: könnte eine historische Quelle genauer sein? Es fehlen nur, wie sich in einer Legende versteht, die Jahresangaben, die wir Papstbriefen und Deutschen entnehmen. Daraus folgern wir dieselbe Richtigkeit auch in den Partien, die nicht mehr so zu kontrollieren sind, und werfen einfach über Bord alle tiefsinnigen Kombinationen und Zweifel, die gegen einzelne Angaben der Legenden vorgetragen wurden, bis auf jene Schnörkel.

Die Legenden atmen geradezu Haß gegen die fränkische Geistlichkeit, vgl. Konstantinlegende Kap. 15, Methodlegende Kap. 9—12, während sie Roms mit gleichgültigem Respekt gedenken. Man warf nun mir vor, daß ich anachronistisch das spätere Schisma in die Gesinnungen des IX. Jhdt., der noch ungetrennten Kirche, zurückverlege und dadurch das Bild der beiden Griechen fälsche, ihnen antirömische Gedanken und Machinationen zuschiebe; speziell bestritt man das Recht, Konstantin und Method irgendwie als Photianer zu bezeichnen, oder auch nur ihr Griechentum besonders herauszustreichen; das wären ja Ignatianer gewesen, wie die Mönche am Olymp überhaupt, die das Vorgehen des Photius gegen Rom schmerzlich berührte, oder aufrichtige Verehrer des »Apostolik« in Rom. Aber wir wissen von vielen Ignatianern, daß sie Photianer wurden; wir wissen, daß Photius den Romhaß der Griechen nicht geschaffen, sondern nur formuliert hat; wir sehen, wie die Legenden den Kaiser, der nichts für die Brüder tat, und den Papst, dem sie alles verdankten,

behandeln, und es konnte uns nicht einfallen, gegen diese beredten Zeugnisse diese Griechen einfach zu Römern zu stempeln. Den Versuch, diese Zeugnisse auszumerzen, sie einem Photianer des X. Jhdt. in die Schuhe zu schieben, haben wir allerdings nicht ernst genommen; gerade im X. Jhdt. schläft das Schisma förmlich wieder ein, um erst im XI. Jhdt. endgültig aufzukommen.

Man hat mir auch die »wenig respektvolle« Art vorgeworfen, in der ich von den »Slavenaposteln« spreche. Es ist mir nicht eingefallen, ihre Verdienste zu schmälern, ihre Bedeutung herabzusetzen: heute ein aussichtsloses Bemühen! Niemand wird die ernste Würde, die Selbstlosigkeit, das Aufgehen im Dienste einer Idee beider strengen Asketen anzweifeln; nur darf man weniger von ihrer Liebe zu Slaven, dafür desto mehr von ihrer Liebe zu ihrer Griechenkirche sprechen und ihren Respekt vor Rom nicht übertreiben. Mein Trachten ging nur dahin, die Zeugnisse nicht zu verfälschen, ihnen nichts Fremdes unterzulegen.

Sonst suchte ich stets die Zeugnisse, die Tatsachen und die Kombinationen, die Hypothesen sauber auseinander zu halten, den Leser keinen Augenblick im Unklaren zu lassen, wo Quellen vorliegen, wo Vermutungen einsetzen. Allerdings konnte ich in den obligatorischen Verhimmelungschorus nicht einstimmen; ich merkte, daß die Westslaven durch die Beseitigung der ganz überflüssigen slavischen Liturgie nichts verloren, dafür ihren Anschluß an den Westen vertieften. Für die Spaltung der Slaven sind allerdings nicht die beiden Saloniker allein verantwortlich zu machen; es erklärt sie zum Teil die geographische Lage, aber zu dieser

Spaltung, und namentlich zur Entfremdung der Ost- und Südslaven von europäischer Kultur hat die slavische Liturgie entschieden mächtig beigetragen. Ebenso erkenne ich voll an die gewaltige philologische Leistung, namentlich des Initiators des Werkes, Konstantin, vielleicht die bedeutendste des ganzen Mittelalters; trotzdem, bemerke ich weiter, blieb beiden Brüdern das Slavische eine angelernte Sprache, und dies fühlt noch heute in ihrem Uebersetzungswerk jeder nach, der ein lebhafteres slavisches Sprachgefühl selbst besitzt und dem das pretium affectionis, die Gewöhnung, das Urteil nicht verwirrt; man vergleiche ihre Uebersetzungen mit denen der Kralizer Bibel (böhmisch) oder mit Wujek und Skarga (polnisch), um zu erkennen, wie der richtige slavische Wortlaut beschaffen sein könnte. Allerdings ist nicht zu vergessen, daß es sich bei Uebersetzungen aus der hl. Schrift nicht um Schönheit, sondern um Genauigkeit, Wörtlichkeit vor allem handelte; dann, daß hier zum ersten Male überhaupt slavisch geschrieben, daß die Schriftsprache erst neu geschaffen wurde. Trotz dieser Einschränkungen wird man nicht immer des Eindruckes los, als wären den beiden Brüdern, etwa wie der Kaiserin Katharina II., die Geheimnisse der slavischen actiones verbi, der vidy, nicht völlig in Fleisch und Blut übergegangen, als gäbe es da mitunter ein Schwanken, eine Unsicherheit. Unslavisch sind ferner die dem Griechischen nachgeahmten Komposita; es gibt einzelne unförmliche Bildungen wie *vlagalište* u. a.; es stört manchmal der überflüssige oder unrichtige Gebrauch der Possessiva. Die Uebersetzung ist mitunter etwas steif und hölzern, die Sprache künstlich, die Orthographie (z. B. *vlĭkŭ* u. a.) über-

mäßig ausgeklügelt; auch die gleichmäßige Schreibung *bě̃l běli* mit demselben Zeichen, das auch *ia* ausdrückt, entspricht kaum der Aussprache, ist eine »etymologische«, nicht eine phonetische. Die Uebersetzung selbst meidet förmlich einen saftigen, volkstümlichen, derben Ausdruck, fürchtet heidnische Reminiszenzen; wenn sie z. B. für ‚Gräber' nur einmal den typischen Ausdruck *žali* braucht, sonst sich stets mit dem farblosen *grob* begnügt, geschieht dies nur, weil *žali* die alten, heidnischen Brandgräber bezeichnete, die die Kirche strengstens verpönte. Wenn man in der Wahl verschiedener Wörter für ein griechisches feinem Sprachsinn der Uebersetzer nachspürt, befindet man sich mitunter auch auf Holzwegen; ein *chram* oder *chramina* neben *dom* 'Haus' stellt keine Nuance dar, sondern ist einfache Abwechslung, und wir wissen nicht einmal recht, wer dafür verantwortlich zu machen ist, da uns die Originale (oder Originalabschriften) des Uebersetzungswerkes fehlen. Unsere handschriftliche Tradition setzt ja fast anderthalb Jahrhunderte später ein, nach der Zwischenzeit bulgarischer Redaktion, die nicht nur die glagolitische Schrift durch eine griechischere, die fälschlich sog. cyrillische, ersetzte, sondern auch im Ausdruck manches änderte. Wenn das Uebersetzungstalent der Brüder außerordentlich, namentlich im Vergleiche zu den späteren Uebersetzern, gerühmt wird, vergesse man nicht, daß hier in erster Linie ihr ausgezeichnetes Verständnis des griechischen Textes wirkte, worüber spätere Uebersetzer nie mehr in gleicher Weise verfügten; nur weil die Brüder den Originaltext trefflich verstanden, konnten sie ihn auch gut übersetzen. Man spricht von Teilnehmern an dieser

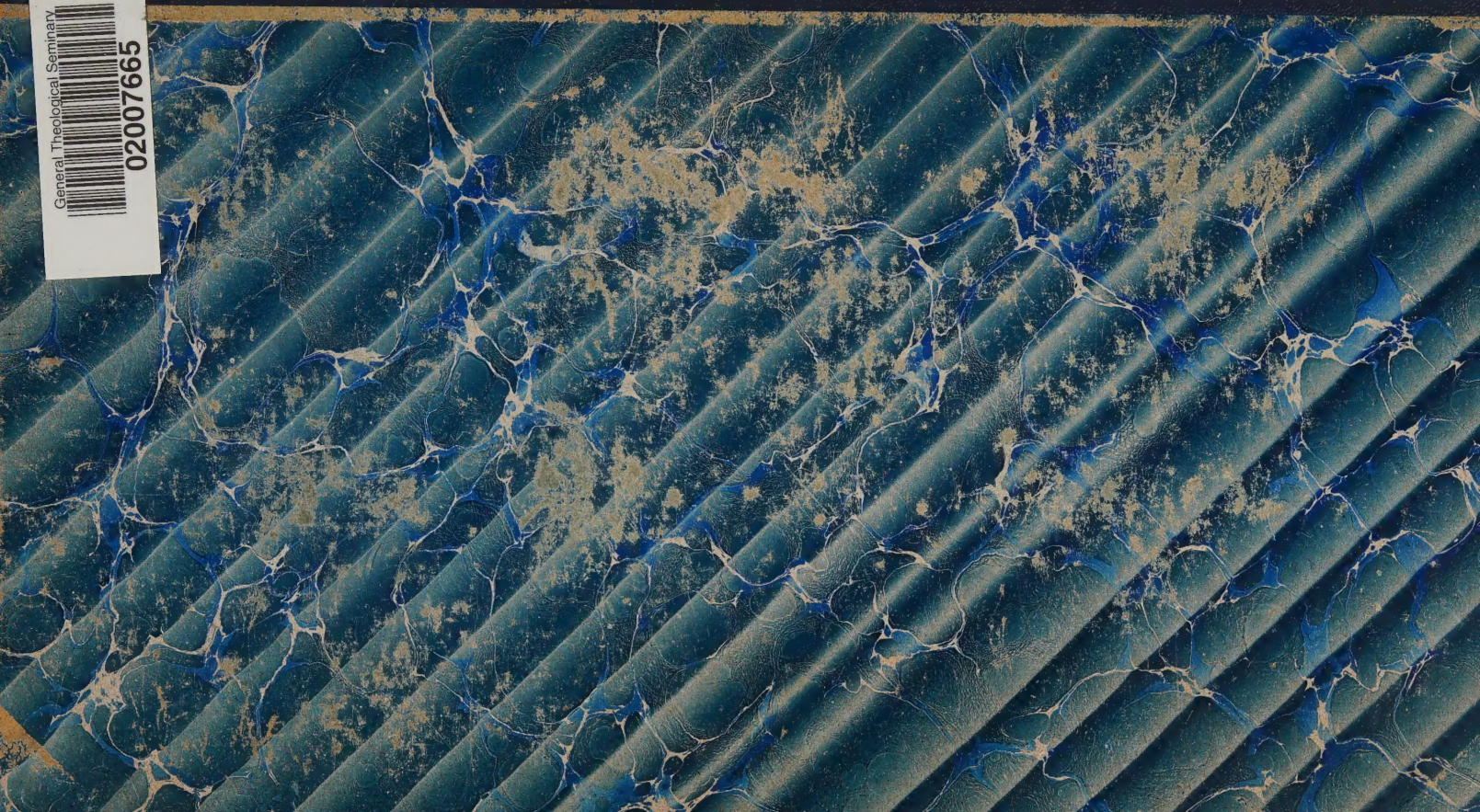
Uebersetzung; ich möchte vorsichtiger sein. Die Legenden erwähnen sie nicht (vgl. den Bericht über Methods Bibelübersetzung), und ich könnte höchstens zugeben, daß sie ab und zu jemand um Rat oder Auskunft fragten, nicht aber, daß sie etwa anderen Teile ihrer Arbeit überließen.

Nebenbei bemerkt, haben spätere die abschüssige Bahn der Wörtlichkeit weiter betreten und sind zu sklavischer Abhängigkeit oder Nachahmung des griechischen Ausdruckes abgeglitten, so daß zuletzt ein völlig unslavischer Ausdruck in diesen slavisch sein sollenden Schriften herrschend wurde; doch sind dafür nicht die Brüder verantwortlich zu machen.

In die bisher ausschließlich im hellsten Licht gemalten Bilder versuchte ich auch die nötigen Schatten einzuzeichnen, und bin überzeugt, die ehrwürdigen Gestalten einer großen Vergangenheit unserem Verständnis näher gebracht zu haben, als dies irgend einem meiner Vorgänger gelungen ist. Ich verfuhr dabei nur nach dem alten, untrüglichen Spruch: νᾶφε καὶ μεμνᾶσ᾽ ἀπιστεῖν, ἄρθρα ταῦτα τᾶν φρενᾶν.

GIFT OF THE CARNEGIE
LIBRARY
NEW YORK

274.96
Brückner, A. B832

274.96
B832

General Theological Seminary
02007665
S0-BIK-105